



„Mir hat die Stadt und das ganze dortige Leben vom ersten Augenblick an nicht gefallen...“
Ein junger Dichter und Soldat unterwegs im napoleonischen Frankreich

Paris, 1810

Varnhagen von Ense

K. A. Varnhagen von Ense

Paris, 1810

*Reisebericht aus Straßburg, Lothringen und Paris
mit neun Briefen an den Autor von*

Henriette Mendelssohn

Karl August Varnhagen von Ense

Paris, 1810

Reisebericht aus Straßburg, Lothringen und Paris
mit neun Briefen an den Autor von Henriette Mendelssohn

Inhalt

Karl August Varnhagen von Ense: Paris, 1810 (Rhein, Ankunft in Straßburg 3–5, Lebensgeschichte eines Reitknechts 5–8, Münster, Astronomische Uhr und Turm 8–13, Grabmal des Moritz von Sachsen 13–17, Lothringen 17–20, Ankunft in Paris 20–22, Chamisso 22–23, Bibliothek 23–24, Winckelmann-Manuskript 25–29, Antikensammlung, Napoleons Besuch in der Bibliothek 29–31, Nationalcharakter der Deutschen und Franzosen 31–37, Dienstleistungen, Handel, Straßenbild 38–43, Volkswitz und Gassenhauer 42–46, Palais Royal 47–49, Boulevards 49–52, Wirtshäuser 52–56, Tivoli 56–58, Senatssaal 58–60, nächtliche Begegnung mit Berliner Nationalgarde 61, Museum der französischen Denkmäler 62–65, Empfang bei General Berthier 66–68)	3
Aus Karl August Varnhagen von Enses <i>Denkwürdigkeiten</i>	69
Henriette Mendelssohn: Briefe aus Paris an Varnhagen	72
Nachwort	80

Varnhagen Gesellschaft e.V., Köln 2013

Buchgestaltung und Satz: Kornelia Löhner
Titelbild unter Verwendung einer Karikatur
aus: *Le Bon Genre* (No. 49, *La Statue*), Paris 1811

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Nikolaus Gatter

ISBN 978-3-00-040929-5



(Lag vom Jahr 1811. bis 1832. bei dem
Herrn Staatsminister Grafen von der Golz
in Verwahrung!)

[1.]

Paris, 1810.

I.

Wir führen von Kehl über die schöne Rheinbrücke nach Straßburg. Seit sechzehn Jahren sah ich zum erstenmal den geliebten Fluß wieder, an dem ich geboren ward, und an dessen Ufer ich die ersten Jahre der Kindheit mit wundervollen Ahndungen verlebte, denen an Lebensfrische und zauberischem Reize nichts Späteres in meinem Leben gleichkommt. Damals flogen meine noch weitsehenden Augen aus unserm Gärtchen, das zwischen Haus und Fluß gedrängt war, freudig auf das jenseitige Ufer, oder schifften mit herrlichen Schiffen und menschenerefüllten Floezen fern den Strom hinab. Wie ergriff mich dießmal das Wiedersehn des alten Flusses, der von buschigten Ufern und Inseln her die stolze Fülle seiner blaugrünen Wasserfluten mit kräftigem Zuge zwischen den festen Jochen durchströmt! Nicht meine nur, auch Deutschlands vergangene Zeit stieg in mir auf, die gleichsam um diesen Fluß sich andrängt, als wollte aus ihm sie ihr Leben trinken: von je haben die Deutschen mit Vorliebe auf diesen Fluß geblickt, an ihm sich angesiedelt, und ihm in allen Zeiten eine vaterländische Wichtigkeit gegeben, daß mehr als irgend ein anderer in Liedern, Sprüchen und Staatsbenennungen sein Name blüht, wie ja auch noch gegenwärtig von ihm eine Verbündung den Namen führt, die weit über sein Stromgebiet hinausreicht. Hier trugen zuerst die deutschen Berge den Weinstock, und hier gelangte zuerst die deutsche Freiheit, Dichtkunst, Handlung und Bürgerwohlfahrt zur Blüthe, Worms mit seinen Nibelungen und dem Rosengarten, Speier, Frankfurt, Heidelberg, Straßburg, Mainz, Cöln und hundert andre in den schönsten Verfassungen ehemals glückliche Städte, wo Künste und Wissenschaften aller Art zu ungeheurer Höhe stiegen, Baukunst und Malerei, und die gesammte Gelehrsamkeit durch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Merkwürdig ist es, wie sich besonders die Staatsangelegenheiten hieher gedrängt, aus dem gesammten Deutschlande zogen ehemals die Großen ~~schon~~ zur Kaiserwahl an den Rhein, und lagerten sich auf beiden Ufern, und später blieb die Krönung der Kaiser in Frankfurt festgesetzt; in Speier liegen die fränkischen Kaiser begraben; in der That, auch Fremde wurden von diesem Fluß dergestalt bezaubert, daß an ihm sie sich mehr einheimisch fühlen, als in dem wahren

Vaterlande; ich erinnere mich mit Freuden wie Dorothea Schlegel von diesem Gefühle sprach, das sie von allen Orten an den Rhein zurückrufe, wie in die wahre Heimath. Wie viel mehr ist es mir vergönnt, ihn zu lieben! Das ist gewiß, kein anderer Fluß hat so schönes Wasser, und so leichtes und reines: es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Mainschiffe, sobald sie in den Rhein treten, [2.] um ein beträchtliches tiefer ins Wasser einsinken. Wie bejammernswerth ist gegenwärtig das Schicksal dieses edlen Flusses! Fast ist er aus Deutschland verloren, überall überjochen ihn französische Brücken, selbst diesseits umklammern ihn französische Festungen! Einrichtungen, Geseze, und Sprache, was noch nicht französisch ist, soll es doch werden; und die tapfern deutschen Anwohner folgen den fremden Adlern an die Donau gegen ihren ehemaligen Kaiser und ihre Landsleute, oder nach Spanien gegen die Männer, die am meisten sollten von Deutschen unterstützt werden. Unsäglich gekränkt hat mich das französische Wappen an dem Posthause zu Kehl, eine Ankündigung der Stimmung, die mich in Straßburg und ganz Elsaß, so weit wir deutsche Dörfernamen hörten, nicht verlassen sollte. Mir fielen wehmütig die Worte aus Herrmann und Dorothea ein, wo der verständige Wirth redet:

Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüte;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren die Franken,
Und sein verbreitertes Bett ein allverhindernder Graben.

II.

Ich weiß nicht, war es wirklicher, oder nur in der Fantasie durch die lange Zwischenzeit erzeugter Abstand, daß mir Straßburg so leer und todt vorkam, auf keine Weise mit dem Bilde zu vergleichen, das es mir vor neunzehn Jahren zurückließ. Freilich war damals meinen erregten Kindersinnen groß, was jezt mir in gewöhnlichem Maßstabe erscheinen muß, und dann war auch die Lebhaftigkeit, welche die Revoluzion in die Menschen brachte, von der Art, daß eine weit geringere Menschenmasse viel mehr äußerlich hervortreten mußte, als jezt in der Kaiserlichen Stadt eine viel größere, in strenger Ordnung hinlebende. Man hielt Tafel auf der Straße, tanzte um die Freiheitsbäume, Fest folgte auf Fest, die Jungen machten Freudenfeuer auf den Straßen, die Stadt wurde erleuchtet, Alles trug Uniform, und jeder Bürger wurde in den Waffen geübt.

Überdies war ich damals mit Vater, Mutter und Schwester dort, im Schooße einer weitverbreiteten Familie; jezt war alles das anders: [die] nicht einmal das Haus konnt' ich wieder finden, wo wir sonst gewohnt, von den zahlreichen Verwandten keine Spur; die Straßen leer, keine Wagen, keine Träger, keine Waaren, die Gesichter der Leute still und gleichsam ausgebrannt, kein schönes Mädchengesicht, sehr wenige Soldaten in ärmlicher Uniform, die Häuser dumpf und finster, und ich inmitten alles dieses allein mit meinem Obersten, der hier noch fremder war als ich! Da wäre es allerdings möglich, daß die Stadt nur in meiner Einbildung anders geworden und schlechter geworden sei, und noch eben so viele Einwohner und eben so großen Wohlstand einschlösse als damals: aber wenn ich bedenke, in welchem Zustand ich späterhin Brüssel wieder sah, [und] das kaum zwei Drittel seiner Einwohner behalten hat, [3.] und wie überall die Herrschaft des französischen Kaisers den Völkern verderblich ist, Handel und Gewerbe, Freiheit und Lebhaftigkeit des Sinns, in todter, polizeilicher Ordnung ersterben macht, und Krieg mit der Conscription und allen andern Lasten die Volksmenge vermindern muß wie Gewalt der Willkür alle selbstthätige Geistesregung und Gemüthskraft in den Übrigbleibenden: so darf mir kein Zweifel bleiben, daß es nicht bloß Täuschung sei, wenn das einst so blühende Straßburg mir tiefgesunken vorkam, und den traurigsten Eindruck machte, der durch die Nachricht, daß einzelne Häuser in den lezten Jahren doch sehr emporgekommen wären, auf keine Weise erheitert werden konnte. – Wir wohnten in dem Gasthofs zum Heiligen Geist, am Canal, wo die Aussicht ziemlich frei war: aber Menschen waren nicht zu sehen, und eine halbe Stunde hindurch warf ich die Kirschkerne vom Fenster auf die Straße, ohne in Gefahr zu sein jemanden zu treffen; später gingen wir in der Stadt herum, die aber nirgends belebt war, selbst bei den Kaufmannsgewölben nicht, die doch übrigens ziemlich gut versehen schienen, aber die todteste Straße in Berlin war sonst wenigstens lebhafter. – Da ich einmal von Straßburger Einwohnern rede, will ich nicht die Gelegenheit versäumen, eines Reitknechts aus Straßburg zu erwähnen, der mir sehr lebhaft im Gedächtniß ist. Diesen traf ich auf dem Wege von Potsdam nach Berlin, den ich selber zu Fuß machte, er aber war zu Pferde und führte noch ein lediges Pferd an der Hand. Nach einer kleinen Weile fing er an mit mir zu reden, und zwar französisch, über Gegenstände, wie sich den Reisenden auf einsamer Landstraße darbieten. Ich fragte bald, aus welcher Gegend er zu Hause sei, und nachdem er Straßburg genannt fiel er alsbald in seine vaterländische Sprache, die ich, obwohl sie gar häßlich ist, doch mit ungemeinem Vergnügen wiederhörte, zum erstenmal seit meiner Kindheit. Er

bot mir sogleich sein bestes Pferd zum Reiten an, um schneller fortzukommen, da er Eile habe, und doch meine Gesellschaft noch nicht aufgeben wollte, besonders da er schon gehört, ich sei in Straßburg gewesen. Ich setzte mich gern auf, und wir ritten neben einander unter mancherlei Gesprächen, worin das Münster, die Ruprechtsau, und der Falkenkeller nicht die schlechteste Rolle spielten. Der Mensch war blutjung, schön gewachsen, gut von Gesicht, mit blauen Augen, und reichlichem blonden Haarwuchs. Meine Kenntniß von Straßburg setzte ihn in Entzücken, und nach und nach kam er in solche Begeisterung und solches Zutrauen, daß er mir seinen ganzen Lebenslauf in dessen Hauptbegebenheiten anvertraute. Die Erzählung hub an von einer Stiefmutter und einem [4.] Grindkopf, die er zu seiner größten Plage gehabt, und wovon ihm der letztere um so entsezlicher war, als nicht nur die Stiefmutter, sondern auch die ganze Nachbarschaft ihm jenes Übel zum schimpflichsten Vorwurf machten, und sogar der Vater, ein dortiger Hauderer, gegen den Sohn einen Widerwillen gefaßt hatte wegen des Grinds, der durch nichts konnte geheilt werden. Sehr oft hat er über sein Unglück einsam geweint, und sich das Leben verwünscht: als aber einmal die Stiefmutter ihn aufs neue sehr mißhandelt und wieder Grindkopf gescholten hatte, konnte er es nicht länger aushalten, lief davon, und wurde Soldat in dem französischen Regimente, das damals in Straßburg lag; mit einer Art von innerer stolzer Freude erzählte er, wie ihn die Stiefmutter auf der Straße wiedergesehn und die äußerste Wut über sein Weglaufen bezeigt, aber nicht habe wagen dürfen ihn in der Uniform zu schlagen. Die Freude dauerte aber nicht lange, seine Kammeraden entdeckten den Grindkopf, wollten nicht mit ihm schlafen, und er wurde ins Spital gebracht. Überzeugt, daß er nicht geheilt werden könne, und benachrichtigt, daß der Vater ihn los machen wolle, verließ er heimlich das Spital, schwamm durch einen Arm des Rheins, zwang einen Bauren die Kleider mit ihm zu tauschen, wobei er noch sein letztes Geld ausgab, und kam so glücklich nach Kehl, wo ihn ein Schornsteinfeger zu seinem Gewerbe annehmen wollte, aber da ihm dies wenig gefiel, ließ er sich von österreichischen Werbern anwerben, und wurde mit andern Rekruten in großen Tagemärschen nach Lemberg geführt. Auf diesem Wege verging der Grindkopf ganz von selbst zu seinem größten Erstaunen, und noch jezt schlug er mit lebhafter Freude sein volles Haar auseinander, um mir zu zeigen, wie rein sein Kopf sei, den ich auch, um mich zu überzeugen, befühlen mußte. Allein da er von seinem Übel geheilt war, wollte er nun ins Vaterland zurückkehren, und lief davon, wurde aber ertappt, beim Regiment mit Spitzruthen abgestraft, und mußte im J. 1805 mit ins Feld rücken, wurde bei

Ulm gefangen, blieb unerkant von den Franzosen, und sollte nach geschlossenem Frieden ausgewechselt werden, entsprang aber wieder, und nahm Dienste bei einem französischen Obersten. Mit diesem ging er sogleich im J. 1806 in den Preußischen Krieg, war aber noch nicht weit gekommen, als der Oberst den Befehl erhielt aufs eiligste nach Anklam zu gehn, und daher seinem Reitknecht Roß und Marschrute zurückließ, um mit dem Wagen und vier guten Pferden in langsamen Tagereisen nachzukommen. Hier beginnt nun des Reitknechts recht abentheuerliche Laufbahn. Er setzte sich gemächlich in den Wagen, und gab sich für den Obersten aus, ließ sich überall diesem neuen Stande gemäß einquartiren, und genoß alle mögliche Ehre. Seine blaue, hin und wieder galonirte Kleidung sah einer *Uniforme de fantaisie* ähnlicher als einer Livrei, und er selber verfehlte nicht, aller Orten über seinen Bedienten zu schimpfen, der ihm mit vielem Gelde davongelaufen sei. Dabei verläugnete er gänzlich sein [5.] Deutsch, und hatte die Freude, vielmals die Verwunderung der Leute anzuhören über den jungen hübschen Oberst, während ihn das auch mitunterlaufende Schimpfen auf die Franzosen sehr gleichgültig ließ. So hat er an den Tafeln regierender Herren mitgespeist, bei Fürsten und Grafen, als ein gefürchteter Mann, und an einem Orte wo ihn ein junger Cavalier etwas über die Achsel ansah, sich nur durch die Thränen der schönen Schwestern abhalten lassen, denselben vor die Klinge zu fordern, worin er, so wie im Reiten, große Geschicklichkeit besaß. Auf einem gräflichen Schlosse, erzählte er mir mit rührender Unbefangenheit, habe man ihn in ein gar prächtiges Bette gelegt, und am frühen Morgen ihm das Frühstück vors Bette gebracht, sehr starken Kaffee, dicken Rahm, feines Porzellan und vergoldete Löffel, er habe alles mit drei Fingern auf feine Weise angefaßt, und Zucker, setzte er hinzu, Zucker, Herr! (dabei schlug er betheuernd in die Hand) Sie könnens mirs glauben, ein ganzes Büchschchen voll Zucker, ich konnt' mir nehmen so viel ich nur wollt! Dieser letzte Zug, rührend und lächerlich zugleich, bürgt mir für die volle Wahrhaftigkeit seiner lebhaften Erzählung. Jezt war unglücklicherweise sein ehemaliges Regiment in Berlin, und da er fürchtete erkannt zu werden, so hatte er im Sinne dieser Tage wieder seinem Herrn davonzulaufen, und nach Straßburg zu gehen, um sich ohne Grindkopf zu zeigen, denn den Augenblick, wo er sich vor seine Stiefmutter mit seinem schönen Haarwuchs stellen würde, nahm er für den glänzendsten seines Lebens. Ich ermunterte ihn bestens dazu, und wir trennten uns in guter Freundschaft am Thore. Der Grindkopf allein hatte dem sonst ruhiggelassenen Jungen einen poetischen Schlag ertheilt, und alle Abentheuer seines Lebens veranlaßt, die der Krieg, dem es allein möglich ist solche

Augenblicke zu ergreifen, wo ein Geringer alles und ein Hoher nichts ist, nur ausbildete.

III.

Wir eilten nach einer kurzen Erholung von der Reise zu dem weltberühmten Münster, das ~~uns~~ schon lange von der andern Seite des Rheins mit seinem stolzen Haupte unsre Blicke angezogen hatte. Dieser Anblick, als wir plötzlich unten davor standen, war, ich muß es gestehen, über alle meine seit so vielen Jahren aus dem ersten Jugendsehn heraufgenährte Erwartung, mein Bild verlor sich in dem Anschau der Wirklichkeit, obgleich [6.] Gestalt und Ton so wie die ganze Gattung des Eindrucks von damals durch das jezige Sehen vollkommen bestätigt wurden, nur die Größe und Gewalt desselben hatte das kindische Gemüt nicht fassen können. Dieses wundervolle Werk, wo die größte Erhabenheit, Kühnheit, Größe und Würde mit der lieblichsten Zierlichkeit und schlanker Anmut vereinigt sind, darf nur angeschaut nicht beschrieben werden als Kunstwerk, was man thun kann, ist, daß man die Maßverhältnisse und das Technische aufzeichnet, im übrigen leidet die Baukunst so wenig als die Musik eine stellvertretende Darstellung, weil jener aller Maßstab des Äußern, bei dieser jeder Maßstab des Innern sich verliert. Den Sinn und die Bedeutung aber der herrlichen altdeutschen Baukunst hat Friedrich Schlegel so wahr aufzufassen und wiederzugeben gewußt, daß ich darüber hier aus meiner weit geringern Anschauung nur überflüssige Worte machen könnte. Ich war auch diesesmal nur bis auf der Platte=forme, dem sogenannten Plaz, wo sich der Thurm noch einmal so hoch erhebt: aber welche weite, glänzende Aussicht eröffnet sich schon hier! Die Vogesen, und der Rhein mit seinen Inseln, wie ein gründdurchwirktes Silberband, die alte Stadt in der Tiefe, und das dörferreiche Thal des Elsaßes weit umher. Es scheint wahrlich, als wäre die ganze Stadt nur um dieses Baues willen hier angelegt, die kleinen geringfügigen Menschenwohnungen zu diesem Gotteshaus, das freilich schon oft in stolzer Ruhe unverändert die kleinen Hütten und Palläste hat wechseln sehn. Durch die französische Revolution hat es eine Menge schöner Bildhauerarbeit und andere Zierrathen verloren, ein unersezlicher Verlust, den aber dieses Werk noch wohl vergessen macht: ein abscheulicher Vorschlag aber, den Einige in ihrer Raserei gethan, den Thurm bis auf die Platte=forme abzutragen, und oben eine Batterie aufzupflanzen um Kehl zusammenzuschießen, war weniger gefährlich und mußte in seiner Lächerlichkeit zu Grunde gehen, weil mehrere Menschenalter nicht zu seiner Ausführung hingereicht, oder gewaltsame Eile die ganze Stadt unter den Trüm-

mern begraben hätte. Das Münster ist von unerschütterlicher Festigkeit, das Fundament ist von [~~ehlenen~~] Pfählen und zerstoßenen Kohlen festgeschlagen und samt den Grundmauern sieben und zwanzig Fuß tief, an dem ganzen Bau aber weder Holz noch Mörtel, nur Stein und Eisen, unverwüstlich dem Feuer der Erde und des Himmels. Eine eigene Probe aber seiner Festigkeit mußte er im vorigen Jahrhundert ausstehen, da ein [~~heftiges~~] Erdbeben in der Stadt viele Häuser und die meisten Schornsteine umstürzte, und auch das Münster so heftig erschütterte, daß aus einem auf dem Plaz oben stehenden Wasserkasten das Wasser [~~mehr als~~] beinahe Mannshoch heraussprang, ohne daß ein einziger Stein im geringsten aus seiner Stelle gerückt befunden worden, und man urtheile wie stark erst oben im Knopfe die Schwingung müsse gewesen sein! Wenn nicht [7.] gewaltige Erdumwälzungen geschehn, so ist kein Zweifel, daß nicht nach Jahrtausenden das Werk eben so stolz dastehe wie jezt. Das Gewitter hat ihm oft geschadet, und Steine zerschlagen, aber es ist jedesmal glücklich ausgebessert worden, wie denn immerfort eine Anzahl Arbeiter, die nichts anderes thun, zu diesem Geschäft angestellt sind. Ich will doch einige Nachrichten, die man sonst nicht immer bei der Hand hat, aus dem sogenannten Münsterbüchlein mittheilen, das man in Straßburg um wenig Geld bekommt, aber wohl wenig im Auslande sieht. Bischof Werner von Straßburg hat im Jahr 1015 das Fundament graben lassen, und den Bau bis an seinen Tod 1028 fortgesetzt worauf er oft unterbrochen, oft unter großen Begünstigungen weiter gefördert worden, bis er im J. 1275 nach zweihundert und sechzig Jahren vollendet worden. Dann fing man an einen Thurm mit Schneckenstiegen zu erbauen, welches der kunsterfahne Werkmeister Erwin von Steinbach geleitet, der aber im J. 1318 starb, und die Fortsetzung seinem Sohn Johann und seiner Tochter Sabina, die alle beide viel kunstreiche Werke vollendeten, hinterließ, nach deren Tode aber Johann Hülz von Cölln den eigentlichen Bau ausführte im Jahr 1438. Alle diese Werkmeister sind im Münster begraben, und durch Grabschriften ihr Andenken erhalten. Der Münsterthurm ist 490 Schuh hoch, und höher als die Peterskirche in Rom, die Stefanskirche in Wien, die Paulskirche in London, der Dom zu Mailand, und die Liebfrauenkirche und der Dom der Invaliden in Paris. Die deutsche Kunst ist durchaus streng und gründlich in ihren Werken, und tiefe Bedeutung und ernster Sinn spricht daraus an, wie denn auch das Zweckmäßige und Nützliche sich öfters bis zur Verletzung vermeintlicher Kunstformen bei uns gezeigt hat: aber dies hindert nicht, daß auf der andern Seite die deutschen Künstler nicht auch um so dringender die Anforderung der Kunst auf Schmuck und Zierrath als solcher gefühlt und

erfüllt hätten. Die künstliche, ja verschwenderische Ausführung des Einzelnen hat sich bei uns immer zur höchsten und gewaltigsten Composition gefügt, und Handwerk, Kunst, Bürgerlichkeit, Edles, Strenges und Liebliches vereinigen sich zu Einem schönen, treuen und ehrenwerthen Gebild. Als ein Beispiel dieser deutschen Kunstauführung, die in der That nur aus dem glücklichen Schooß der Reichs= und Handels=Städte, wo Pracht und Reichthum mit einer bürgerlichen Treue und Tapferkeit vereinigt waren, [8.] die in einen engen Kreis der Stadt und ihrer Verfassung und Wohlfarth immer zurückkehren mußten, hervorgehn konnte, will ich aus dem Münsterbüchlein die Beschreibung des kunstreichen Uhrwerks auf dem Münster im Auszuge mittheilen. Es ist verfertigt von Conrad Dasypodius, einem berühmten Mathematicus und Astrologus zu Straßburg, David Wolkenstein und Tobias Stimmer, dem Maler, angefangen im J. 1570 und vollendet im J. 1574. „Dieses Uhrwerk ist in einem eisernen Gegitter eingefaßt, und wird in drei Böden abgetheilt. Im untern Boden ist ein Pelican mit drei Jungen, auf welchem eine centnerschwere Kugel ruhet; auf dieser Kugel ist Sonn und Mond zu sehen, welche täglich einmal herumlaufen, gleichwie am Firmament: man sieht auch darauf die Sterne in acht und vierzig Bildern abgemalt. Sie ist von Kreiden, Papier und Leim also künstlich gearbeitet, daß ihr weder Würme noch Schaben schädlich sein können. In der Mitte steht eine Tafel mit drei Scheiben, die äußerste zeigt die Tage und Wochen, wie auch die Namen der Heiligen, für 365 Tage, fünf Stunden und neun und vierzig Minuten: dabei stehen Apollo und Diana, die mit ihren Zeigern den Tag und die Nacht andeuten. Diese Scheibe geht einmal im Jahre von der linken zur rechten Hand herum. Die mittlere Scheibe zeigt das Jahr und die goldene Zahl, den Sonntagsbuchstaben, die beweglichen Feste, wie auch die Schaltjahre an, und geht in hundert Jahren einmal herum. Die dritte und innerste Scheibe ist unbeweglich, und enthält eine Landkarte Deutschlands, und einen Abriß der Stadt Straßburg, wie auch die Namen der Verfertiger dieser Uhr. An den vier Enden dieser drei Scheiben sind die vier Monarchieen der Welt abgemalt. Neben diesen Scheiben stehen auf jeder Seite eine Tafel, worauf die Sonn= und Mondfinsternisse von 1573 bis 1605 vorgestellt sind. Über den Scheiben ist der ordentliche Lauf der sieben Planeten, so wöchentlich einmal herumgehen; ein jeglicher derselben wird in einem Bild vorgestellt, so auf einem Triumfwagen sizet, welcher von besondern Thieren gezogen wird, und liest man den Namen des Tags auf den Rädern des Wagens. Sonntags kommt Apollo, Montags Luna u.s.w. Oben an diesen Planeten ist das Zeigerblatt, so die Minuten und Viertelstunden weist, mit vielen künstlichen Einrichtungen. Über den Zeigern sieht

man den Mond, welcher alle Monate seinen Lauf vollendet. Auf dem obern Boden sind die Cymbalen oder Glöcklein, so die Viertelstunden schlagen, durch vier Personen, so die vier Alter des Menschen vorbilden. Das erste Viertel schlägt ein Kind, die halbe Stunde ein Jüngling, die drei Viertel ein Mann, die vier Viertel ein Greis. Über diesen vier Glöcklein hängt endlich das Stunden-glöcklein; auf einer Seite darneben steht Christus, auf der andern der Tod: nachdem nun die Viertelstund geschlagen worden, so nahet sich allemal der Tod zum Glöcklein, die Stund zu schlagen; diesen treibt aber Christus allezeit [9.] weg, bis zur Zeit, da die Stund soll geschlagen werden, alsdann kommt der Tod, die Stund zu schlagen, welchem Christus weicht. Inwendig endlich im Kasten sind annoch unterschiedliche Cymbalen, welche ein gewisses Geseng schlagen. An den vier Ecken sind die vier Jahreszeiten abgemalt, und hiernächst sind auch zwei Löwen; zur Zierrath, dahin gestellt worden. Linkerseits ist ein Kasten, in welchem die Uhrgewichter hangen; solcher ist durch Tobiam Stimmer mit Gemälden geziert worden. Oben auf steht ein Hahn, welcher, nachdem die Glöcklein zu schlagen aufhören, mit Ausstreckung des Halses und Bewegung der Flügel, zum zweitenmal krähet. Unten an diesem Hahn ist ein Frauenbild, mit Namen Urania, so uns die mathematische Wissenschaft vorstellt: unter dieser ein Colossus, so die vier Monarchieen auf sich trägt, von welchen der Profet Daniel Cap. 7. geweißagt hat. Hernach sieht man das sehr ähnliche Bildniß Nicolai Copernici, als welches dem Dasypodio von Danzig überschickt worden. Auf der andern Seite des Kastens sind die drei Parzen, Lachesis, so die Kunkel hält, Clotho, so spinnt, und Atropos, so den Faden des menschlichen Lebens abschneidet, zu sehn. Die Uhr in Räder und Eisenwerk ist von Isaak Habrecht angefangen, von seinem Sohn fortgeführt, und von seinem Enkel vollendet worden." Ich kann mir bei dieser Art Kunstwerke, deren ähnliche ich als Brunnen, Taufstein, und noch zuletzt in Brüssel als Kanzel, die aus einem einzigen Baum geschnitzt ist, und Adam und Eva im Paradiese vorstellt, immer mit inniger Andacht an jene alten Zeiten gesehn, nicht enthalten, an ein poetisches Kunstwerk unserer Zeit zu denken, das die Bewunderung des ganzen gebildeten Deutschlands auf sich gezogen hat, Schillers Lied von der Glocke; wie dort in Bildern die ganze Welt, der Himmel und die Erde, Christus und der Tod, die Geschichte der Staaten und des menschlichen Lebens sich künstlich und geschickt an die Uhr, und die Bedeutung derselben, die Zeitmessung, anschließt, und das nützliche Instrument zu einem sinnvollen und ~~tiefgedachten-erhe~~ tiefdeutenden erhebt: so ~~hier~~ ist in Schillers Worten das ganze Leben mit seinen frohen und traurigen Ereignissen und dem Ausdruck

seiner wichtigsten Gefühle geschickt angefügt an das Gebild der Glocke, und in mannigfaltigem Tonfall, mit dem wechselvollsten Spiel der Verse und der Reime [~~glücklich dargestellt~~], gleichsam eine Nach=^[10.]ahmung jenes bunten Bilderschmucks, und von nicht geringerer [~~Werthe~~] Wirkung, auf das glücklichste dargestellt. – Die Menge von Kunstgebilden, die sonst in dem Münster sich befanden, ist außerordentlich, und es giebt fast keine Sache des Gebrauchs und des Schmucks, an welche nicht mit mannigfaltiger Kunst die liebevolle Andacht ihren treuen Fleiß verwendet hätte. Das große Portal enthielt vorzüglich schöne Bildhauerarbeit, die aber größtentheils ist zerstört worden, jedoch auch so noch ist es ein wunderwürdiges Werk der Baukunst. Von alten Merkwürdigkeiten zeigte uns der Wächter oben auf dem Münsterplatz unter andern ein großes Horn, das Kräuselhorn genannt, das ehemals am Abend und um Mitternacht den Juden zur Schande geblasen wurde, weil sie im J. 1349. die Stadt durch ein solches Zeichen hatten verrathen wollen. Es giebt wirklich einen höchst lächerlichen und verhöhrenden Ton von sich, und muß dieses Blasen zu seiner Zeit ein unerträglicher Schabernack gewesen sein: es ist sonderbar, wie erfinderisch im Mittelalter die guten Leute in dergleichen Verhöhnungen waren; so stand in Basel am Rhein eine Figur, die von Zeit zu Zeit gegen das kleine Basel die Zunge herausstreckte, und Rahels Leineweber in Luckau scheinen gleichfalls aus jener Zeit sich in unsere verloren zu haben. Wahrscheinlich glaubten die guten Bürger nach Anordnung einer solchen Neckerei Wunder was ausgerichtet zu haben, und Bitterkeit mag auch genug daraus entstanden sein. Seltsam aber ist es immer, daß der französische Kaiser zuerst wieder in diese Kleinstädterei des Mittelalters verfallen ist, wie sich in den Bülletins und andren officiellen Aufsätzen leicht nachweisen läßt, vorzüglich gegen die Engländer, da seit langer Zeit in allen Staatsangelegenheiten [~~bei uns~~] bisher ein durchaus ernster und strenger Ton bei den Regierungen eingeführt war. – Ein Stückchen darf ich nicht vergessen, das wir auf dem Münsterplatz erlebt haben, und das Andern unglaublich vorkommen wird. Wir waren kaum oben angekommen, und von den letzten Stufen ins Freie getreten, als wir einen Mann über das Geländer weit übergelehnt liegen erblickten, der mit beiden Händen einen langen herunterhängenden Faden zu leiten bemüht war, und sich durch unsre Ankunft in seinem Eifer nicht stören ließ. Unsre erste Frage war, was der Mann da mache, und wir erhielten zu unsrem Erstaunen die Antwort, eine Taube habe sich auf die Kirche gesetzt, und die suche jener mit einer Fischangel zu fangen; „Hast du sie?“ rief der Antwortende dem Übergelehnten zu: aber sie flog eben weg, die gute Taube, und der Mann zog seine Angel ein. Wir wußten

nicht, was wundervoller sei, auf dem Münster eine Fischangel zu finden, oder sie so gebraucht zu sehn, und merkten wohl an dem närrischen Wesen, daß wir nicht weit von Schwaben wären.

[11.]

IV.

In der Thomaskirche zu Straßburg steht das berühmte Grabmal des Grafen Moriz von Sachsen, das sich in den Stürmen der Revolution, als alles zerstört wurde was an die alte Verfassung von fern erinnerte, nur durch eine große Menge Stroh gerettet hat, das davor aufgehäuft war, und es den Augen der Zerstörer entzog. Das Werk ist für die neuere Bildhauerkunst immer bedeutend, obwohl weder die Erfindung tief, noch die Ausführung befriedigend ist. Der Bildhauer J. L. Pigalle hat es auf Befehl Ludwig XV. verfertigt, und im J. 1776 wurde es aufgerichtet. Der Held steigt einige Stufen hinab zu dem geöffneten Sarg, seine Stellung ist kühn und unerschrocken, die Hand führt gebieterisch den Befehlshaberstab, und das Gesicht ist frei und verachtend auf den Tod gewendet, der bei dem Sarg in einen Mantel gehüllt steht, und ihn zu rufen scheint. Willig übernimmt der Held das von der Nothwendigkeit auferlegte eiserne Geschick, aber aus dieser Gestalt, die in einer andern Szene vielleicht weniger mangelhaft erschiene, spricht uns nicht ein göttliches über das Gebiet der Erde hinausquellendes Leben an, und ein Halbgott, dessen kräftige Schönheit vom Tode antasten zu sehn uns in Zagen und Schmerz versetzte, steht keineswegs vor unsern Augen, sondern ein untergeordnetes, am Leben schon halb gesättigtes Leben steigt in dieses Grab, und man findet keine Unbilligkeit in dem Vorgang, denn nichts ist natürlicher als daß ein Mensch sterbe, hier durfte der Künstler am wenigsten mittelmäßig sein, er mußte seine Gestalt in die reinste Göttlichkeit tauchen, und ein getreues, nicht unwürdiges Bildniß geliefert zu haben, war hier nicht genug. So ist auch der Tod ganz gemein, das scheußlichste Gerippe, welches der Mantel nur lächerlich verhüllt, und Lachen gewiß erregte, wenn es nicht zu ekelhaft wäre. Zum Überflusse steht noch ein weinender Genius, der die Fackel auslöscht, dabei; zum Überflusse, denn neben diesem Gerippe kann er nichts mehr bedeuten. Auf der andern Seite des Marschalls steht ein Herkules, der einen großen, männlichen Schmerz ausdrücken soll, aber hier ziemlich sonderbar bleibt, sein Dasein ist ungeschickt, und man weiß nicht, was er mit dem Orte des Denkmals, dem Todtengerippe und dem Helden zu thun hat, wenn einem nicht gar etwa aus dem Leben des Marschalls seine außerordentliche Körperkraft und Stärke in den Werken der Liebe zur ungelegensten Zeit dabei einfallen soll. Die einzige ganz gute und Theilnah=

[12.]me erweckende Gestalt ist die des bekümmerten Frankreichs, die den Tod noch entfernen will, und mit der einen Hand den Marschall zurückhält, doch so, daß sein Herabschreiten überwiegt, und dem Beschauer ihre Anstrengung schon als fruchtlos erscheint. Hier ist wirklich Leben im Marmor, ein schöner Ausdruck des äußersten Schmerzes und der tiefsten Bekümmerniß. Hingegen sind die Wapenthiere der besiegten Mächte, der Leopard, der Löwe und der Adler, die hinstürzend an der Wand taumeln, gar zu winzig, und gleichwohl ungeschlacht; als Beiwerke können sie keineswegs betrachtet werden, sondern sie mußten, als Sinnbilder der besiegten Starken, auch in sinnlicher Größe und Vollkommenheit erscheinen, damit in ihnen selbst, nicht erst in ihrer Bedeutung, der Maßstab der Heldenkraft dessen, dem sie unterlegen waren, vor Augen trete. Die wirklichen Beiwerke endlich, Fahnen, Wapen u.s.w. könnten fleißiger gearbeitet sein. Überhaupt geht der ganzen Gruppe die sorgfältige Ausarbeitung ins Einzelne ab, die man an guten Steinbildern des Mittelalters zu sehn gewohnt ist, und weit entfernt ist sie von der angenehmen Ründung und leichte[n] Anmut, die uns an Canova's Bildern entzücken. Hier ist der Eindruck des Einzelnen hart, und der Marmor selten von dem durchsichtigen Leben begabt, das er sonst so reizend ausdrückt, vielmehr drückt der Stein das Leben nieder; der Eindruck des Ganzen aber muß erst mit einem gewissen Unmut zusammengesucht werden. Auf der Piramide, die zum Hintergrunde dient, und von grauem Marmor ist, steht folgende Inschrift, verfaßt von der *Académie des belles lettres et des inscriptions* zu Paris:

*Mauritio Saxoni
Curlandiae et Semigalliae Duci
Summo Regiorum Exercituum Praefecto
Semper Victori
Ludovicus XV
Victoriarum Auctor et ipse Dux
Poni jussit
Obiit XXX Nov. Anno MDCCL. Aetatis LV.*

Der gute, eifrige Schlözer, empört über die niedrige Schmeichelei gegen den König zu Nachtheil des Helden, sagt in seiner bittern Art, es hätte dieser mit mehr Wahrheit jedem seiner Soldaten solche Denkschrift setzen können, z. B.

*Roberto Francogallo
dicto St. Jean
Musquetario regio
Semper Victori
Mauritius Saxo
Victoriarum Auctor et ipse Dux Poni curavit.*

[13.]

Wie viel wahrer, reicher und besser ausgedrückt ist die von dem berühmten Schöpflin vorgeschlagene:

*Mauritius a Saxonia Comes
electus Curlandiae et Semigalliae Dux,
Francia Archimarescallus
ad Fontanoam, Rocoam, Laffeldam
Praeliator triumphans;
ad Rhenum et Lisam
sine praelio victor;
Praga, Egra, Bruxella,
trajecto ad Mosam expugnatis,
Poliorcetes;
Imperio et Libris de re bellica scriptis
Caesar;
Militum amore
Turennius.
Orbem virtutis praeconem,
Ludovicum remuneratorem,
vivus et mortuus,
hoc mausoleo expertus,
inter pugnas et strages
invulnerabilis Heros
Camboriti quiescens,
oppressus est febre
A.M.DCCL. aetatis LV.
Corpus Argentinam allatum
post viginti sex annos D. Thomae
Templo illatum:
Gallia consternata dolore.*

Der Sarg mit dem balsamirten Leichnam steht in einer unter dem Denkmal befindlichen Gruft, zu welcher man eine Treppe hinuntersteigt. Von demselben J. L. Pigalle ist zu Paris, im Museum der französischen Denkmäler, eine Marmorbüste des Grafen von Sachsen, die in Lenoirs Verzeichniß S. 237. unter Nr. 395. angeführt wird. Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch einige Worte über den großen Helden hinzufügen, den eine unglückliche Wendung aus unserer Mitte dem fremden Volks zuführte, unter dem er am glänzendsten erschien, als er es gegen sein eigenes Volk siegreich anführte. Schon Filander von Sittewald klagt bitter über die fremden Kriegsdienste, die von so vielen Deutschen gewählt werden, und ohne Zweifel ist von jeher daraus dem Vaterlande großer [14.] Nachtheil erwachsen: allein wenn ich betrachte, wie viele Ausländer dagegen in unserer Mitte als Feldherrn glänzten, Eugen, Montecuculi, Fouqué und viele Andre, so weiß ich nicht, ob der Vortheil des verworrenen Tausches nicht am Ende für uns größer ausfalle, als für das Ausland. Indessen ist gewiß, daß dieser Marschall von Sachsen zu den größten Feldherren aller Zeiten muß gerechnet werden, und den Krieg und das Befehlen verstanden habe, wie nur wenige sonst; was er aber geworden wäre und ausgeführt hätte, wenn ihm das Glück zu Theil geworden wäre, nicht nur Feldherr, sondern auch unabhängiger Herrscher zu sein, das erkennt man aus seinen Schriften, die er gewiß nicht geschrieben hätte, ohne diese Beschränkung seines Lebens zu fühlen. Das scheint mir überhaupt ein großes Unglück bei allen eigentlich militairischen Schriftstellern, wie dieser, Folard, und Bülow gewesen, daß ihnen die Schrift gleichsam ein dürftiger Ersatz und eine kümmerliche Tröstung für das sein muß, was sie in der Wirklichkeit auszuführen berufen waren, und daß sie als theoretische Lehrsätze in ein vielbestrittenes dumpfes Dasein schicken, was sie als leuchtende That in die Welt und die lebendige Geschichte gesandt hätten, wenn ihnen das Geschick [der] durch eine andere Stelle in der menschlichen Gesellschaft günstiger gewesen wäre. Und also auch der Marschall von Sachsen hatte, obwohl Oberfeldherr, für sein gewaltiges Talent einen zu beschränkten Platz! sonst hätte er wie Cäsar und Friedrich der Große Commentarien seiner Feldzüge, nicht das, was er hätte thun mögen, in Lehrsätzen und Träumen, hinterlassen. Sein Leben ist überaus merkwürdig durch die große Schnellkraft mit der ihm jeder Augenblick die ganze Fülle des Lebens in rastloser Thätigkeit aller Art ausdrückte; dadurch ist er eine wahre jugendliche Heldengestalt, wie Alexander, und die göttlichen Helden der Dichter, die früh ihren Thatenlauf enden, weil sie in wenig Lebensjahren erschöpfen, was die Menschheit erreichen darf, wie Achilleus und Sigurd, die er zwar an Lebensjah-

ren übertrifft, aber ich möchte sagen zufällig, denn sein Körper machte ihm 55 Jahre noch zur Jugend. Er war im Herzen gut, edel, und redlich, allgemeine Liebe wurde ihm eben so zu Theil wie die größte Bewunderung. Er war der Bastard des schönen und starken Friedrich August von Sachsen und der wundervoll an Geist und Körper begabten schwedischen Gräfin Aurora von Königs-marck, und das herrliche Geschlecht verläugnete sich nicht in ihm. Ich kann mich eines Gedankens nicht erwehren: man stelle den Grafen von Sachsen als legitimirten Prinzen an den sächsischen Hof, wo ihm Lage und Geseze jede ausgebreitete Thätigkeit hemmen, und er wird in seiner eigenen Kraft zu Grunde gehen, wie jener ihm in vieler Rücksicht zu vergleichende Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein Bastard wie er, und ihm gleich an regsamem Geist, edlem Sinn, und gewaltiger [~~Bildung~~] Leibesbildung; und vielleicht hätte der leztere, wenn wie jenem die Schranken ihm eröffnet gewesen wären, nicht Geringeres ausgeführt und größeren [15.] Ruhm geärrtet, weil bei seinem Denkmal nicht der Adler seines Vaterlandes als Siegerschmuck zu seinen Füßen gelegen hätte. Denn am Ende bleibt es doch bedauernswürdig für den Grafen von Sachsen selbst, daß weder Liebe des Landes noch des schwachsinnigen, unsorgsamen, fremden Königs ihm seine herrlichen Siege in eine höhere Sphäre, als die der bloßen Ruhmliebe, erheben konnten, und seine glänzenden Thaten immer nur im Dienste eines fremden Wohlergehns durch sein Gemüt gehn durften.

V.

Den weitem Weg von Straßburg nach Paris begleiteten mich sonderbare Empfindungen, alle Aufmerksamkeit ist erwartungsvoll auf die große Stadt, der man rasch zueilt, gespannt, und wird von den schlechten Gegenständen dieses ganzen Strich Landes, der weder durch Gegenden noch durch Menschen reizen kann, grade um so heftiger auf die Zukunft hingestoßen, als der Fantasie die gute, leichtzubefahrende Landstraße, als das einzige Gute dieser Reise, mit der Wirklichkeit so mächtig zu Hülfe kommt. So lange es noch durch das Elsaß ging, wollte mich doch der deutsche Laut der Örter, und die Verwandtschaft des Volkes, die seit hundert Jahren fremder Unterjochung nicht ganz erlöschen konnte, einigermassen an das Land fesseln, aber bald lag das Elsaß und die blaulichen Berge des Wasgens hinter uns, und in kurzem war alles französisch. Einen Augenblick habe ich wohl ein ängstliches Gefühl gehabt, mich so ganz fremd unter dem fremden Volk zu [~~fühlen~~] wissen, das mir immer wie eine Art wilder Thiere, die man gezähmt hat, vorgekommen ist, und die in plötzlichem

Wahnsinn zur alten Wildheit und zur sonderbarsten Verkehrtheit überspringen könnten, und in der That, ein Deutscher ist nie der Franzosen sicher; in geringerem Grade befiel mich dieses Gefühl auch in Ungarn: aber so etwas muß bald aufhören in Frankreich, weil, jene Explosionen abgerechnet, wiederum kein Volk so zahm unter das tägliche Leben und dessen Formen und Redensarten gebändigt ist. Was mir gleich als unfreundliche Entbehrung auffiel, war, daß die Postillions in Frankreich keine Hörner haben, sondern nur mit ihren kurzen Knallpeitschen einen erschrecklichen Lärm verführen: [~~so begleitet hier ein ungeschlächtes~~] das liebe Posthorn begleitet mit seinen weitschallenden Tönen den müden Reisenden, und begrüßt die Freunde zuerst, die den Ankommenden erwarten, ein liebliches Instrument, in die Einsamkeit [16.] öder Landstraßen und waldiger Berge mitgegeben, als ein Geschenk der Kunst, bei dessen Tönen Pferde und Menschen der Anstrengung vergessen, und das durch seine kunstreiche Gesellschaft den armen Postillion [~~mit~~] wenigstens auf eine Art über die Gemeinschaft mit seinen Thieren erhebt, gleichsam eine sichtbare Poesie seines Reiselebens. Ich konnte nicht erfahren, zu welcher Zeit es mag abgeschafft worden sein, aber freilich machen die breiten, guten Straßen seinen Gebrauch entbehrlich, wie er bei dem unausgesetzt schnellen Fahren beschwerlich sein mußte. — Die Landleute in diesem Theile Frankreichs, und die Einwohner der kleinen Städte sind klein und häßlich, ich habe nie so viele widrige Gesichter [~~gesehn~~] beisammen gesehn: auf den meisten älteren glaubte man die Spuren der erlebten Revolution zu erblicken, und als wären sie mit allen Greueln, die sie Jahre lang theils verübten, theils sahen, wie mit scheuslichen Giften genährt worden; auffallend war die Überzahl der Weiber, die noch häßlicher sind als die Männer, und in einem Alter von dreißig Jahren, wo bei uns die Hausfrauen noch in blühender Kraft stehen, besonders unter den Landleuten, schon ganz zu Grunde gerichtet aussehen, welk, mager, und von häßlicher Farbe, in den Augen oft statt frischer Sinnlichkeit eine zurückstoßende Geilheit. Der Überblick war sehr leicht, da wir aller Orten die Einwohner des Frohnleichnamfestes wegen auf der Straße fanden, wo Altäre aufgerichtet, Blumen gestreut, und an dem schönen Sommertage Alt und Jung, Mann und Weib, im festlichsten Puze geschmückt waren. Schaaren von alten Bettlern, besonders Weiber, stürzten an den Wagen, sobald wir einen Augenblick still hielten, und öfters noch beim Fortfahren sahen wir [~~noch~~] größere Schaaren aus entlegenen Straßen ankommen, die das Gerücht der Freigebigkeit angezogen hatte. Diese Bettelei, die in keiner Stadt Deutschlands je größer gewesen sein kann, hängt sich, wie sonst, ganz an die Religion, sie haben Rosenkränze,

bitten um Gotteswillen, und versprechen Gebete zu thun. Zwischen diesen drängen sich Wirthe und Wirthinnen, *Garçons* aus den Kaffehäusern und Obstverkäufer, die theils ihre Sachen schon fertig anbieten, und an den Wagen reichen, theils höflich und wiederholt einladen abzusteigen, und einen durch immer neue Gründe zu überreden suchen, ihre Bewirthung anzunehmen, und selten kann man allen widerstehn. Jeder sucht von dem Fremden sein Stückchen Vorthail zu erlangen: man hält nirgends an um Pferde zu wechseln, daß nicht die nahwohnenden Stellmacher, Rademacher oder Schmiede prüfend an den Wagen träten, bald dieses bald jenes Rad der Ausbesserung bedürftig erklärten, und verkündigten, man würde auf der nächsten Post den Wagen brechen, dem man jezt durch geringe Hülfe in der kleinsten Zeit zuvorkommen könne u. dgl. mehr. Läßt man sich dadurch nicht irre machen, so kömmt man aber ungemein schnell weiter, die Posten sind klein, so daß die Pferde immer den Weg im Trab zurücklegen können, die [17.] Postillions willig, und der Wechsel der Pferde so schnell als man nur wünschen kann. Die Straßen sind in der Mitte größtentheils mit viereckigten Steinen sehr gleich gepflastert, an beiden Seiten haben sie sogenannte Sommerwege, auf denen aber die Postillions weniger gern fahren. Fast überall ist der Weg auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, die ich aber nirgends sehr grün gesehn habe, sondern überall vom Staub zerfressen, da doch das Land ungemein angebaut ist, und die Äcker gleich an die Straße stoßen, ohne Wiesen oder Waldung Raum zu lassen, so sieht man überhaupt wenig erfreuliche Gegenstände, die dem Auge besonders wohlthäten. Zumal auch die Dörfer insgesamt einen widrigen Anblick gewähren; da ist an keine wohleingerichtete Bauerhäuser zu denken, keine grüne Hecken und Zäune, keine Bäume vor den Häusern, und keine Gärten und Rasenplätze hinter denselben, und seitwärts: unförmliche, große Steinhäuser mit wenigen Fenstern, leer und unheimlich, ohne vererbtes Hausgeräthe im Innern und ohne Verzierung im Äußern, reihen sich dichtgedrängt an die Landstraße, daß man glaubt eine Straße aus irgend einer schlechten Stadt sei hiehergerückt, und von einem Dorfe nichts sieht als das Elend und die Armseligkeit. Kein Vieh ist zu sehn, kein schattiger Brunnen, kein Spielplatz für die Kinder, kurz alles traurig und leer. Die Franzosen haben recht, daß sie ein solches Ding *vil-lage* (von *ville*) nennen. Hin und wieder sahen wir noch herrschaftliche Gebäude, die in der Revolution verschont geblieben sind, aber meistens verfallen, weil die dazu gehörigen Grundstücke von den Landleuten genommen worden [~~sind~~], und der höchstens dabeigebiebene ummauerte Garten dem alten Eigenthümer, wenn ers zurückerhalten hat, wenig tragen kann. Ich muß

gestehn, die Torfheiden Hannovers und die Sandflächen der Mark Brandenburg waren meinen Augen nie so trauriger Anblick, als der dieser französischen Landschaften, und es ist ein einziges Glück, daß man schnell hindurchfährt. Was ich hier sage, gilt übrigens auch von dem Wege der nach Brabant führt, an dessen Gränze man plötzlich merkt, daß man ein anderes Land betritt. Hin und wieder stehn Crucifixe, die durch ihre Neuheit einen unangenehmen Eindruck machen, sie erinnern, daß das ganze Land eine Grabstätte seiner Vergangenheit ist, und das Volk den unerhörten, frevelhaften Entschluß gefaßt hatte, seine ganze Geschichte zu vernichten, sich von den Vorältern loszusagen, [18.] und alle Denkmäler ihres Daseins, Wirkens und Glaubens wütig auszurotten. Und wie kann man glauben, daß bei diesem Volke die neuaufgerichteten Zeichen des zurückgeführten Glaubens mehr der innigen Andacht als der heuchlerischen Frömmelerei ihr Dasein verdanken und dienen!

VI.

Man sieht Paris nicht von weitem, man fährt auch nicht plötzlich hinein, sondern wird allmählich, durch die Gebäude der Landstraße, die weniger belebten Vorstädte, ohne überraschenden Eindruck, mitten in Paris erst gewahr, daß man da ist. So ging es mir, ich dachte es sollte noch erst recht kommen, als wir schon in den Hof des Hotel de l'Empire, Rue Cerutti, einfuhren, das man uns schon in Stuttgart zur Wohnung empfohlen hatte, weil die meisten Österreicher dort zu wohnen pflegten. Nach den hundert und hundert Beschreibungen dieser Stadt [~~kann~~] die man sich mündlich und schriftlich in Deutschland muß gefallen lassen, ist wohl nicht leicht jemand durch den ersten Anblick dieser Fülle von Straßen und Menschen überrascht, besonders wenn man andere große Städte gesehn hat; was man im ersten Augenblick bemerken und auffassen kann, gleicht sich zu sehr, als daß es einen großen Eindruck machen könnte, und das unterscheidende, eigenthümliche einer jeden lernt man erst später nach und nach im Einzelnen kennen. Ich wüßte nichts, was mir in Paris einzig erschienen wäre, und sich nicht in Hamburg, Berlin oder Wien einzeln nachweisen ließe, was nämlich äußere städtische und Volkerscheinungen betrifft, obwohl ich gestehn muß, daß man mit zweien jener Städte nicht ausreichte. Schöner Straßen und Gebäude hat Berlin, mehr Pracht und ehrwürdiges Ansehn Wien, und Hamburg bei weitem größere Thätigkeit und Menschenfülle. Im Ganzen ist Paris ziemlich gut gebaut, die Häuser sind sehr hoch, und haben im allgemeinen ein thurmartiges Ansehn, besonders durch die hohen, zusammengedrängten Schornsteine, dabei sind die Straßen noch ziemlich breit,

und hell, wenigstens mehr, als ich mir vorgestellt hatte. Ich befand mich gleich nach den ersten Gängen dort wie zu Hause, das heißt, ich hatte das Gefühl einer großen Stadt, wo man frei, unbemerkt und bequem leben kann, und fast für jede Neigung durch gute Einrichtungen gesorgt findet. Mir hat die Stadt und das ganze dortige Leben vom ersten Augenblick an nicht gefallen, mir gefiel es auch noch nicht, als ich nach drei Monaten wieder abreiste, und ich kann sagen, daß ich mit rechtem Abscheu und tiefster Verachtung dort gelebt habe: dennoch dünkt mir jezt in der Erinnerung manches dort ganz artig, und ich kann begreifen, wie man sich dahin sehnen, und in kurzem die Fäden seines Daseins so vielfach mit dortigen Einrichtungen und Gewohnheiten, und ganzen Gebilden verweben könne, daß jeder andere Aufenthalt dagegen dürrig und traurig erscheint.

[19.] Was ich von Paris gesehn und dort gelebt will ich nun so getreu als möglich mitzuthellen suchen, wohlwissend daß man keine große Stadt in wenigen Jahren erschöpfen könne, und mit der Gewißheit, daß es vieles giebt, was ich nicht gesehn habe, weil ich es versäumt, mehreres, was nur ein längst Eingewohnter zu sehen im Stande ist; so ist mir eigentlich das Leben der Bürgerklasse ganz fremd geblieben, und muß es wohl den Meisten bleiben, die nicht durch besondere Geschäfte, Neigung oder Stand in diesem Kreise mitzuleben veranlaßt sind; allein das kann wenigstens eine gute Meinung von meinem Sehn erregen, daß in den verschiedensten Stimmungen, zu Anfang wie zu Ende, allein und in Gesellschaft, zurückgestoßen oder angezogen durch besondere Beziehungen, ich über die betrachteten Gegenstände in meinem Urtheile nicht schwanken und nicht wechseln mochte. Man sagt aber, das jezige Paris sei von dem vorigen sehr verschieden, sowohl von dem wie es während den Revolutionsstürmen war, als von dem unter den Königen, und wenn ich die frühern vielfachen Beschreibungen, die ich gelesen und gehört, die Szenen so vieler Memoiren und Romane, ~~[die in unmittelbarem Bezug auf diese Stadt sich]~~ in denen immer diese Stadt sich wiederfindet, vergleiche mit dem, was ich gesehen habe, so muß ich jenen, die diese Veränderung erlebt haben wollen, vollkommen beipflichten: Paris ist gänzlich im Verfall, statt nahe an 900,000 Einwohner, die es sonst zählte, hat es gegenwärtig zufolge öffentlicher Angaben etwa 570,000, Wohlstand ist wenig vorhanden, Reichthum und Pracht in keinem Vergleich mit sonst. Gegen Wien sogar erscheint der Aufwand, die Equipagen, die Zahl der Dienerschaft u. dgl. sehr gering; einige wenige Handelshäuser sind wirklich reich, und zeigen es, die Großen des Reichs aber sind größtentheils abwesend, und bei ungeheuren Reichthümern doch mehr hab-

süchtig als verschwenderisch. Überdies ist das alles noch zu neu, zu gewaltsam und eilig, als daß es bisher hätte gelingen können, in wenigen Jahren den Glanz und die Pracht hervorzubringen, die ehemals als die Folge ganzer Jahrhunderte den Geschlechtern gleichsam inwohnte, und das bloße Geld ist nicht immer [so] im Stande das zu ersetzen, da es, um wirklich zu glänzen, [sich] erst nach und nach in die ganze Lebensart, und in durch Verjährung wohlbegründete Einrichtung und Anordnung [~~sich~~] sich verlieren muß. —

[20]

VII.

Am ersten Tage war gleich mein eiligster Weg zu Chamisso, den ich noch in Paris hoffte, und noch glücklich fand. Seit ich ihn nicht gesehen hatte, war so vieles vorgefallen und vorgegangen in und außer uns, daß uns im ersten Augenblick wohl seltsam vorkam uns hier zu finden: aber wir waren doch bald zusammen, als wären wir seit Jahren Arm [~~und~~] in Arm auf diesen Plätzen herumgegangen wie in Berlin, und ich fand zu meiner Freude, daß er weniger als je von Paris, das ihm sonst wohl sehr gefallen hatte, befangen war. Ich fand ihn mit einer großen und schwierigen Arbeit beschäftigt, die ihm fast alle Stunden des Tags raubte, nämlich mit der Übersetzung ins Französische der dramaturgischen Vorlesungen A. W. Schlegels, wobei ihm dieser mit Rath und That um so eifriger beistand, als ihm durch seine jezigen Verhältnisse lieber geworden ist, einen geringen Ruf unter den Franzosen zu haben, als den wohl erworbenen unter den Deutschen ferner zu verdienen. Warum wollen doch auf einmal diese Menschen so mitleidig werden, und den einmal verblendeten, in engen Schranken unauflöslich eingefangenen Franzosen durch deutsche Ideen und deutsche Kunst ein Licht anzünden, das sie auf ihrer Stelle nur angaffen und verlachen, aber nie brauchen können? Oder kann wirklich jemals ein Franzose durch der Staël, Constants, Schlegels und Ancillons Zubereitungen etwas wahrhaft Deutsches erkennen und fassen? Es ist nur Ein Weg, der Franzose muß aus seiner Sprache heraus, und in die unsere übergehn, wie Chamisso und Lafoye es gethan haben, und vielleicht tausend unter ihnen werth wären zu thun: wenn aber ein deutscher Schriftsteller, der seinen Landsleuten so viel zu leisten schuldig ist, jene thörichten Bemühungen übernimmt für ein fremdes Volk, so darf er sich nicht über Ungerechtigkeit beklagen, wenn ihn dieses mit Härte oder gar Hohn aufnimmt, weil er [~~ihnen~~] ihm ja wirklich nur ein zerrinnendes Wolkengbild täuschend für die unübertragbare Lebensgestalt hingestellt hat. Dieses sah Chamisso sehr wohl ein, indessen galten ihm andere Gesichtspunkte für seine

Arbeit, die ihm als Franzosen auch weniger Mühe macht, und wenigstens nicht Zeit und Kraft, deren sich andere Werke erfreuen könnten, aufzehrt. — Die letzte Zeit war Chamisso bei der Frau von Staël in Chaumont, und dann in Blois, dreißig Lieus von Paris, denn näher darf die Unselige diesem Orte nicht kommen, der doch eigentlich ihre wahre Welt ist, durch tausendfältige Beziehungen in ihren Geist und ihr Gemüt gefesselt, das sich an jedem andern Aufenthalte unglücklich fühlt, und in Italien und Deutschland eigentlich nur Stoff für die Pariser Cirkel, dort eine Arbeit für die Sinne, hier eine Arbeit für ihren scharfen Geist finden konnte, deren Ertrag sie am liebsten in Paris verbrauchen möchte. Darüber ist nicht mit ihr zu rechten, und ich will ihr nicht übel, weil sie in Deutschland sich gelangweilt hat, aber nur stelle sie es nicht anders vor.

[*Textlücke im Original: Seiten 21 bis 50*]

[51] ihm in dem nahen Palais Royal zu frühstücken, wozu er leicht genug sich bereden ließ, also nicht nur selber habe ich nichts dort gearbeitet, sondern noch die Andern verführt, und es lag nicht an mir, daß nicht auch Uhland, Preigizer, und selbst Haase jedesmal die Bibliothek im Stiche ließen und mit nach dem *Cafe de Chartres* zogen. Indessen muß' ich doch manche gute halbe Stunde verweilen, wenn Beckern das Gewissen statt [~~der Glocke~~] zwei Uhr schlug, wo die Bibliothek geschlossen wird. Da habe ich denn so zum angenehmen Ergözen den Manessischen Codex der Minnesinger fleißig durchblättert, die wunderlichen Bilder angeschaut, wo z. B. Johann Hadloub seiner Geliebten, die in die Kirche geht, und noch nichts von seiner Liebe weiß, ein Brieflein mit einer Angel ans Kleid heftet, und viel lieber in dem lesbaren alterthümlichen Pergament als in dem schönsten Drucke manche der unvergleichlichen Lieder mit vielem Behagen gelesen. Vorzüglich freute mich Süßkind der Jud von Trimberg, der hier mit einigen Liedern und Kaisern, Königen, Herzogen, Grafen und Rittern prangt. Merkwürdig ist es, wie die Juden die ganze Bildung des Mittelalters mitgemacht haben, ich dachte hier bei dem Minnesinger alsbald an das Turnier, das sie nach Spangenberg's sächsischer Chronik im Jahr 1384 zu Weißenfels gehalten haben, und das so übel ablief, denn als sie fröhlich nach Hause zogen, warfen ein Herr von Krosigk und ein Herr von Throta sie nieder und nahmen ihnen „ein stattlichs Geld“ ab. Süßkind hat große Furcht vor dem Tode, ein andermal klagt er, die Herren hätten ihn herausgeschmissen, und ist böse; wie lächerlich es uns im Vergleich mit unsern heutigen Juden vorkömmt, so sind doch die Lieder in ihrem Ausdruck edel und rührend genug,

um sie von der ernsthaften Seite zu nehmen, ich seze einiges daraus hieher. Das erste hebt an: „Wenn ich gedenke was ich was, und was ich bin, und was ich werden muß, so ist alle mine freude dahin! Ist das nicht eine jammer= und seufzen=volle Noth, daß ich von Tage zu Tage muß fürchten den Tod, wie er mich bringe in der unreinen Würme gesinde, wie sollt’ ich dabei froh gesin! so ich das betrachte, so han ich an dem Herzen mein viel großer Achte.“ — Vom Hofe spricht er: „Ich war auf der Thorenfahrt, ich will den Hof fliehen, mir einen langen Bart lassen wachsen griser Hayren, u. will mit alten Juden leben, de=[52.]mütiglich soll sein mein Gang, und selten mehr will ich singen hofalichen Sang, seit mich die Herren scheiden von ihrer Güte.“ — Man sieht daraus, daß er muß elegant gewesen sein, der gute Süßkind. — Den *Roman du Renard* habe ich gleichfalls in Händen gehabt, diese Bearbeitung in acht= und neunsilbigen Versen ist älter als die des Heinrich von Alkmar, der Verfasser bezieht sich aber auf frischere Schriften, die er nur französisch bearbeitet. Ich las ihn gar nicht geläufig, und ließ ihn deßwegen bald wieder liegen, zufrieden damit, herausgebracht zu haben gegen Chamisso’s Behauptung daß wenigstens diese Bearbeitung nicht die ursprüngliche sei, und fürs erste wieder die Vermutung sich dahin neigt, der Reineke Fuchs sei eine deutsche Erfindung. Doch was ist auch daran gelegen? uns gehört er, dann denn bei uns lebt er in vielen Ausgaben, und Bearbeitungen, da ihn die Franzosen in ihrer Literatur längst einer schnöden Vergessenheit hingegeben haben, wie ja mit den meisten der von ihnen entlehnten Volksromane gleichfalls geschehn ist. Ich darf ein Kunstwerk in Bronze, das sich auf der Bibliothek befindet, nicht mit Stillschweigen übergehn, es ist von Titon du Tillet, und stellt den französischen Parnaß vor, oben springt der Pegasus, unten sitzen Corneille, Moliere, Lafontaine, Boileau, Voltaire u.s.w. wie man sagt sehr ähnlich abgebildet, und in ihren französischen Kleidern; die Püppchen sind etwa sechs Zoll groß, doch vielleicht auch etwas kleiner; das Ganze gefällt den Franzosen ungemein, und sie halten viel darauf, damit ja nichts fehle ist Apollon Ludwig XIV, und die drei Grazien die Damen de la Suze, Deshoulières und Scudéri! Sie sitzen aber auf dem öden Gestein so übelbehaglich alle herum, als hätten sie sich im Schiffbruch auf den Felsen gerettet, an dem sie gescheitert. — In einem Saale links ist der Fußboden durchbrochen, und die Höhe beider Stockwerke benutzt, um die großen Globen des Venezianischen Minoriten Coronelli aufzustellen, die beinahe zwölf Fuß im Durchmesser haben, und wohl die größten sind die es giebt, die großen Zirkel derselben sind von Messing.

XVIII.

Ein Schatz, der es nicht sowohl für die Franzosen ist, als für uns wäre, befindet sich auf der kaiserlichen Bibliothek, den ich nicht ohne die innigste Verehrung und Andacht in meinen Händen hatte: es sind [~~siebz~~] etwa sechzehn Bände handschriftlicher Kollektaneen von Winkelmann, die von Rom hieher gebracht worden sind. Eine wunderliche Heimlichkeit ergreift einen, wenn man so mit den Augen über den geheimen Gängen weilt, die der theure Mann angelegt hat, um sein lauterer Erz zu Tage zu fördern, gleichsam den Hausrath betrachtet, mit dem er gelebt, den er gewählt und gestellt hat mit eigener Hand, und wenn seine Werke ohne Vergleich [53.] schätzbarer sind, als diese Zubereitungen, in dem Maße schätzbarer, als seine eigene Bildung besonnen, und sein Wollen tüchtig und kräftig ist, so bleibt doch der Anblick und der Genuß dieser handschriftlichen Sammlungen um so viel rührender und vertrauter, als überhaupt der Mensch mehr ist als sein Talent, und wir uns, zumal bei einem solchen Menschen, lieber mit dem innersten Gemüt befreundet und in Liebe vereinigt sehn wollen, als in einem höhern Kreise durch Geist und Wirken mit dem verbunden, was er geleistet hat. Diese Sammlungen machen um so mehr Anspruch auf unsre verwandtschaftliche Liebe, als sie eigentlich über diese hinaus wenig bedeutend sind, und überall nichts von Sachen sondern eigentlich nur von dem Manne uns das handschriftliche Bild anregt, und auch da noch für öffentliche Mittheilung fast gar keine Ausbeute zu finden wäre. Die meisten dieser Bände bestehn aus weitläufigen Auszügen aus gedruckten allbekannten Büchern, ohne Zusammenstellung nach dem Stoff, aus der allgemeinen Welt-historie, aus Memoiren, ja sogar aus einer gewöhnlichen englischen Sprachlehre, wobei man wahrhaftig sich der wehmütigen Klage nicht erwehren kann, daß der große Mann sich die gewöhnlichsten Bücher, statt mit Geld, mit seinem kostbarsten Fleiße, gleichsam dem Blute des Gelehrten hat festhalten müssen! Mitunter kommen auch wohl Bemerkungen und Berichtigungen, in kräftigen, höchst ergötzlichen Ausdrücken, wie wir dieselben auch aus seinen Briefen kennen. Einige Bände enthalten vorzüglich Griechisches, Noten zur Anthologie, kleine Register, einige damals unedirte Epigramme u. dgl. alles in der angenehmen, deutlichen und freundlichen griechischen Schrift, von der er in den Briefen sagt, der Kardinal Passioni sei ganz darein verliebt, und die an seiner glücklichen Berufung nach Rom so großen Antheil hatte. Die Auszüge sind immer in der Sprache des Buches, woraus sie genommen, griechisch, lateinisch, deutsch, französisch, englisch und italienisch. Ein anderer Band, vielleicht der an eigenem Werthe bedeutendste enthält ein kurzes, doch oft mit

wenigen kräftigen Zügen beurtheilendes Verzeichniß aller Alterthümer, besonders Statuen, die in Rom, in den verschiedenen Museen, Villen u.s.w. zerstreut sind. Am merkwürdigsten unter allen für diejenigen, denen Winkelmanns innere Arbeit, Wahl und Stellung des Einzelnen in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums zu erforschen [54.] Vergnügen machen dürfte, ist ein Band, der gleichsam das erste Konzept dazu enthält, mit unzähligen Abänderungen und Herumwerfungen; so ist z.B. mehrmals zu der Beschreibung des Apollon von Belvedere angesetzt, und die endlich erfolgte und gedruckte ist wahrscheinlich von allen diesen Anfängen verschieden. Für das Studium der Sprache, des Stils und der schriftstellerischen Komposition überhaupt könnte man keine belehrendere Vergleichung anstellen, sie könnte auch dürftige Menschen in Erstauenzen setzen, wie sehr die Begeisterung des wirklichen Enddarstellens über solche verarbeitende Entwürfe und Proben erhaben ist, die der göttliche Geist gleichsam wie eine menschliche Hülle unter feuriger Entwicklung ablegt. Einige andre Auszüge sind noch zu bestimmten Zwecken unter allerlei Rubriken angelegt, und man müßte leicht die Stellen in den Werken finden, wo sie verarbeitet ~~sind~~ worden. Angefangene Briefe, kleine Aufsätze, Bemerkungen füllen andre Blätter, doch daß nicht immer ganz leicht zu unterscheiden ist, ob sie ganz sein eigen sind, und eine genaue Nachforschung dazu gehörte, um zu sehn was davon in den Druck übergegangen sein mag. Auf die Gefahr hin, etwas schon Gedrucktes zu geben, weil weder jezt noch damals Gelegenheit zum Nachsuchen war, will ich doch hier zwei kleinere Fragmente, und einen größern Aufsatz mittheilen, die ich aus diesen Handschriften abgeschrieben habe, und die Ihr gewiß, so wenig es ist, mit Liebe zu dem treflichen Manne lesen werdet an den kein Deutscher denken kann, ohne sich erhoben zu fühlen und bereichert durch die neue Eroberung, die durch ihn unsrer Wissenschaft zu Theil geworden ist, eine wahre Eroberung, die nicht verwüstend, sondern anbauend und bildend uns ein neues, kaum besuchtes Feld angeeignet hat, ein Bestreben, dem in vieler Rücksicht Goethe's Gestaltung der Farbenlehre zu vergleichen ist, so sehr auch Methode und Gegenstand abweichen. — Übrigens ist doch keineswegs wahrscheinlich, daß die folgenden Fragmente schon irgendwo gedruckt vorkämen; sie stehn getrennt aufgezeichnet, aber in innerm Zusammenhang.

„Ich habe in dem Versuch der Historie der Kunst lieber wie Herodotos, als wie Thukydides verfahren wollen; jener fängt an von den Zeiten, da die Griechen anfangen groß zu werden, und hört auf mit der Erniedrigung ihrer Feinde; dieser fängt an von den Zeiten, da die Griechen anfangen u[n]glücklich zu werden.“

„Es ist schwer kurz zu schreiben, auch nicht eines jeden Werk, denn man kann in einer völligen Art zu schreiben nicht so leichte beim Worte genommen werden. Aber unsere Zeit erfordert die Kürze sonderlich wegen der Menge der Schriften. Derjenige, der an jemand schrieb, ich hatte nicht Zeit, diesen Brief kürzer zu machen, erkannte was die kurze Schreibart erfordert.“

[55.]

„Xenofon schreibt wie die Musen würden gesprochen haben nach dem Urtheil der Alten. Die schöne Natur mit allen ihren Reizungen herrschet durch und durch in seinen Schriften. Er hat dieselbe wie sein Lehrer (Sokrates) vollkommen gekannt: er ist mit ihr umgegangen wie sie es verlangt; sie will nicht entblößet, aber auch nicht mit Schmuck überladen sein. Sie hatte ihn liebenswürdig gebildet.¹ Er war überaus schön in seiner Jugend, in seinem Gesichte zeigte sich wie in seinen Schriften ein sanftes und stilles Wesen. Isokrates, der Redner, der sein Talent zur Geschichte sahe, munterte ihn auf, es zu zeigen². Er ist der einzige unter den Alten in seiner Art, und ist dem Herodot, dem er gefolgt ist, nicht vollkommen gleich, welches man auch aus dem Anfange ihrer beider Geschichten urtheilen kann³. Herodot fängt also an: ‚Herodot von Halikarnaß hat seine Geschichte zu schreiben unternommen, damit theils nicht die Sachen, welche geschehen sind, durch die Länge der Zeit sich aus der Welt verlieren, theils damit ruhmwürdigen und außerordentlichen Thaten der Griechen sowohl als anderer Völker ihr verdienter Ruhm nicht entzogen werde.‘ Xenofon hingegen fängt die Geschichte von dem persischen Feldzug, der ihm so viel Ehre, wie die Geschichte selbst machet, mit eben der edlen Einfalt an, mit der er sie beschließt. ‚Darius und Parysatis hatten zween Prinzen‘ so lautet der Anfang, ‚der ältere Artaxerxes, der jüngere Cyrus. Darius ließ sie, da er krank wurde, und sein Ende merkte, vor sich kommen.‘ Man fühlet den Unterschied, hier spricht gleichsam die unschuldige Jugend, dort ein männliches Alter. Ein Scribent, der bei Entwerfung einer Geschichte noch mehr Absichten, als die Wahrheit hat, könnte glauben, sein Werk würde mit dergleichen Eingang gar keinen Anfang zu haben scheinen. Die Lehrer der Redekunst unter den Griechen fanden diesen Anfang vollkommen schön, und stellten denselben in verschiedenen Fällen als ein Muster vor⁴. Man suchte ihn nachzuahmen⁵, aber vielleicht mit noch weniger Beifall, als mit einem gekünstelten und weitgesuchten Eingang geschehn sein würde. Die nackten Grazien würden dem Meister mehr Mühe zu schildern kosten, als die Gemahlin des Jupiters mit aller

ihrer Pracht. Ein prächtiger Aufzug vom Cagliari wird leichter als eine Diana im Bade von Albano nachzuahmen sein. Die Natur ist schwerer zu erreichen, als die Kunst, *ut sibi quisvis Speret idem sudet multum, frustra que laborat Ausus idem*. Thukydides hat vor gut befunden vor Erzählung der Geschichte des peloponnesischen Krieges, welchen er [56.] erlebt, in die ältere Geschichte von Griechenland zurückzugehn. Cäsar, der dem Xenofon, wie es scheint, als seinem Muster gefolget ist, tritt nicht wie derselbe mit dem ersten Worte in die Geschichte des gallischen Krieges, welchen er selbst geführt. Aber an beiden Orten war eine vorläufige Nachricht nöthig; ein Anfang ohne Eingang würde hier mangelhaft gewesen sein, und man würde vielleicht geurtheilet haben, wie Aristoteles von des Gorgias Lobrede auf die Eleenser, welche sich anfang: ‚Elis ist eine glückliche Stadt‘⁶. Er sagt, in dergleichen Rede auf solche Art anzufangen, heiße überhin gefahren, kahl und nachlässig. Xenofon macht es wie Homer: *in medias res Non secus ac notos auditorem rapit Horat. art. poet.* 148. 149. In seiner Geschichte von Erziehung des Cyrus hingegen macht er den Anfang mit einem vorläufigen Unterricht, und wenn man an diesem Ort die Art des Ausdrucks mit dem Herodot vergleicht, so wird man den Unterschied sehr merklich finden. Gleich zu Anfang des Persischen Feldzuges redet er von dem Feldherrn der Griechen, dem Spartaner Klearchus: ‚Clearch, sagt er, war ein Lacedämonier, und hatte entweichen müssen. Cyrus bekam eine Hochachtung vor ihm, sobald er ihn kennen lernet, und gab ihm tausend Darikos: er nahm das Geld, und warb Völker damit an.‘ Findet man hier nicht die erleuchtete und reine Kürze, die Cicero allen Reizungen in einer Geschichte vorziehet?⁷ *Nihil est in historia pura et illustri brevitae dulcius*. Diodor sagt eben dieses⁸. Man halte seinen Bericht gegen den vorigen: ‚Da Cyrus sahe, daß Clearch ein Mann von Mut und fertiger Entschließung war, gab er ihm Geld und Befehl so viel fremde Völker als möglich davor zu werben, er glaubte ihn geschickt zu finden seine Unternehmungen ausführen zu helfen.‘ Ich glaube man wird fühlen, in welcher von beiden Erzählungen mehr edle Größe des Ausdrucks herrschet. Eben diesen Klearch läßt Xenofon eine Rede halten an seine Völker, die sich we[i]gerten weiter zu gehn, da sie merkten, daß sie wider den König in Persien fechten sollten, wozu sie sich nicht hatten anwerben lassen. Man sehe, wie der Geschichtschreiber sich immer gleich bleibt: ‚Lieben Soldaten‘, redet sie Klearch an, ‚wundert euch nicht, daß mir die gegenwärtigen Umstände nahe gehen. Cyrus hat mit mir eine Verbindung geschlossen, er hat mich, da ich aus meinem Vaterlande entwichen, mit vieler Ehrenbezeugung aufgenommen, und hat mir tausend Daricos gegeben, welche ich genommen, nicht aber in meinen Nutzen

verbraucht, oder sie sonst üppig verschwendet, sondern ich habe sie auf euch verwandt.' Diejenigen welche die Natur mehr in ihren großen und erhabenen als kleinen und niedrigen Hervorbringungen verehren — *non omnes arbusta juvant, humilesque myricae* — wollten vielleicht in einer Rede mehr [57] Feuer als in einer Erzählung haben. Livius und Tacitus würden sie mehr rühren. Mich dünkt aber sie würden an diesem Ort und in diesen Umständen wie Klearch mit einer heftigen Rede getadelt zu werden verdienen. Das Heer war aufsätzig, ihr Feldherr konnte es allein mit Gelassenheit besänftigen. Die Rede, welche Cäsar dem Arioistus halten läßt, ist frech, so wenig sich auch der Ausdruck über die vorgehende Erzählung erhebt. — ¹Diog. Laert. L. II. Sect. 48. p. 109. Chio Epist. 3. in Coll. Epist. Aldin. graec. — ²Photii bibl. cod. CCLX. — ³Dionys. Halic. ep. ad Pom. §. 4. Idem censur. prisc. script. cap. III. §. 2. — ⁴Aristid. art. orat. L. II. §. 16. — ⁵Lucian. de hist. scrib. — ⁶Aristot. Rhet. L. III. c. 14. — ⁷Cic. de orat. — ⁸Diod. Sic. L. XLIV. c. 13. —

XIX.

Mit der Bibliothek ist die Münzsammlung, und eine ansehnliche Menge Alterthümer, Kameen, geschnittene Steine, Mumien, römisches Geräthe u. dgl. verbunden. Die meisten dieser Kostbarkeiten sind aus den Zeiten der Könige, und es ist recht sichtbar wie wenig die Willkür eines Einzelnen zu schaffen im Stande ist, wenn nicht der fortgesetzte Fleiß und die nachfolgende Sorgfalt von Jahrhunderten sein Streben verarbeitet, denn alles, was zu dieser Sammlung und zu der der Handschriften durch Napoleons Eroberungen hinzugekommen ist, verschwindet unbedeutend gegen das, was schon da war, so wie auf der andern Seite nur von denen Statuen, die Winkelmann beschreibt, noch zwei Drittel in Rom sollen geblieben sein; zerstören kann der Augenblick, aber schaffen nur der ernste Geist der Geschichte, dem große und heilige Männer sich dienend ergeben. Schon Heinrich IV. legte zu dieser herrlichen Sammlung den Grund, und ließ durch einen provenzalischen Edelmann, Bagarris, die kostbarsten Stücke aufkaufen. Unter Ludwig XIV hat sie besonders zugenommen, und wurde seitdem unaufhörlich bereichert. Die günstige Zeit solche kostbare Werke zu erlangen ist wohl längst vorbei, sie war damals, als sich diese Schätze einer untergegangenen Kunstwelt, den Barbaren durch Eroberung anheimgefallen und von ihnen mit ihrer steigenden Bildung immer mehr verehrt, endlich aus zu zärtlicher Schätzung ihres Werthes aus dem Leben trennten, die mannigfaltigen Geräthe des Nuzens und des Schmucks verließen, um sorg-

fältiger verwahrt in Kabinetten abgesondert zu prangen, wo jezt wohl der größte Theil schon angebracht ist und fest liegt. [58] Unter den neuern Kameen sind ganz herrliche Stücke, vorzüglich Bildnisse aus der französischen Geschichte. Von den alten etwas zu sagen wäre überflüssig, sie einzeln zu beschreiben, forderte ein großes Buch, dessen Abfassung die angenehmste Arbeit sein müßte. Die Feinheit ist so außerordentlich wie der Ausdruck, lieblicher und edler als diese kleinen Gestalten ist nichts; den Griechen nahm alles Gestalt an, das Kleinste wie das Größte. Die Apotheose des Augustus, in drei übereinander gestellten Abtheilungen, ist der größte Kameo den man kennt, ein Sardonyx, den Graf Balduin von Flandern nach Frankreich brachte. — Außer griechischen Inschriften, ägyptischen Mumien, etruskischen Vasen, und vielen andern Sachen befindet sich auch der Stein aus Persepolis mit der Keilschrift hier, ferner die Isistafel, ferner ein silberner Discus, den man im J. 1714 in Dauphiné fand, und uneigentlich Hannibals Schild nennt. Franz des Ersten Waffen sind gleichfalls hier aufgehängt, Heinrichs IV. Degen, der mit Kameen geziret ist, und der Degen, den der Großmeister von Malta bei Feierlichkeiten trug. Unter diesen Waffen steht ein eherner halb zerbrochener Sessel, den man den Sessel Dagoberts nennt; „*Ce fauteuil a été transporté à Boulogne pour la distribution des croix de la Légion d'honneur, le 16 août 1804.*“ Ich möchte das gesehn haben! Mit kindischer Lächerlichkeit wird alles und jedes hervorgesucht und versucht, um Würde, Glanz und Feierlichkeit hervorzubringen, und sonderbar, grade umgekehrt, aus allem Ehrwürdigen und Glänzenden, was dieser Mann berührt, wird gleich eine Frazze, es ist als ob ihm die ganze Geschichte ein schiefes Maul zöge; selbst die meisten Franzosen lachen ungeheuer darüber. Eine böse Fee scheint der Furchtbarkeit, die ihm zu Theil wurde, diese Lächerlichkeit und Verlassenheit von aller Schönheit und Anmut als einen Fluch beigesellt zu haben. — Die Kupferstichsammlung ist sehr beträchtlich, Dürer, Rafael und Julius Romanus hab' ich ziemlich durchgesehn. Alle diese Sammlungen sind zwei Tage in der Woche öffentlich zu sehn von 10 Uhr bis 2 Uhr, sonst aber jeden Tag in denselben Stunden für jeden Fremden und überhaupt für die, welche arbeiten wollen, offen, und zwar ohne einige Schwierigkeiten, oder die geringsten Kosten, das Gute ist noch aus den Zeiten der Freiheit geblieben. Nur die Alterthümer sieht man nur an öffentlichen Tagen, welches mich sehr gehindert hat, fleißiger in deren Betrachtung zu sein; um die Münzen aber zu besehn, muß man eine eigene schriftliche Erlaubniß nachsuchen. Ich habe es unterlassen. Hieher gehört die Nachricht von einem Besuche, den der Kaiser mit der Kaiserin während meiner Anwesenheit in Paris auf der Bibliothek abgelegt hat.

Zuerst wurden, als man sein Kommen erfuhr, mit größter Eile und Angst alle Leute, die oben arbeiteten, fortgetrieben, und nur die Conservatoren und Unterbedienten blieben dort, um den Kaiser zu empfangen. [59.] Er kam, und schon auf der Treppe rief er laut und hastig nach der Stelle im Josefus, wo dieser von Christus spricht, man lief um den Josefus zu holen, er aber ungeduldig fuhr fort heftig nach der Stelle im Josefus zu verlangen, die man auch endlich brachte, und zwar griechisch, weil der Kaiser, wie Beireis in Helmstädt, alles zu wissen, zu können, und zu besitzen scheinen will, diesmal mußte er jedoch eine lateinische Übersetzung begehren, von der man vermutet, daß er sie einigermaßen könne verstanden haben. Dann ging er mit der Kaiserin umher, vor der er den Kenner spielen und bewundert sein wollte, da letzteres aber die Gelehrten, die ihn begleiteten, nicht leisten konnten, wurde er sehr unwillig und grob, fragte zehnerlei, verhörte die Antwort, fuhr auf, und war zufrieden mit allem Verkehrten, das ihm zu Theil wurde indem er gegebene Antworten auf die unrecchten seiner vielen Fragen bezog. Er erkundigte sich auch, zu welchen Stunden die Bibliothek dem Publicum offen sei, und zeigte große Unzufriedenheit, daß sie nicht den ganzen Tag von früh bis spät dem Gebrauch offen stehe, wollte aber, als man ihm bemerkte, die Gehalte müßten dann erhöht werden, es lieber beim Alten lassen. Wir werden den Kaiser im Jardin des Plantes wiederfinden.

XX.

Den Charakter einer Nation im allgemeinen zu beurtheilen muß man sich auf die Gefahr ein bloßes Zerrbild zu liefern, in ein Gewirr unauflöslicher Einheiten begeben, die in ewigem Wechsel ihre Fäden zu den buntesten Bildern verschlingen, unter denen man nicht sondern und festhalten kann ohne mehr oder weniger mithineingezogen zu werden. Oft sind die Ausnahmen bedeutender als die Regel, wo sich der Stoff aus der Mitte nach der einen Seite gewaltsam geschwungen hat, da wirft er sich aus Liebe zum Gegensatze auch am heftigsten wieder auf die andere; verschiedene Kreise bilden sich im Stillen aus, und führen, von der öffentlichen Erscheinung getrennt, ein mächtiges tiefgreifendes Leben in dem Volke, und die anscheinende Herrschaft, nach deren Formen aber alle Erscheinung sich fügen muß, ist im Grunde nur ein schwächliches in das wahre Leben des Volkes kaum eingreifendes Wesen. Was geschichtlich wichtig erscheint, ist es oft bei genauerer Betrachtung gar nicht, Einrichtungen täuschen, Verhältnisse verstecken sich, die verschiedenen Klassen weichen himmelweit auseinander ohne aufzuhören durch [60.] äußere Sitte verbunden zu sein. Selbst das Kennen aller dieser Irrgänge ist nicht hinlänglich,

um vor allen zu bewahren, und es gehört auch ein wahres Glück dazu, um die nächsten und ertragreichsten Gänge einzuschlagen. Auch die bloße Berücksichtigung der Grenzen, was bisher das sicherste schien zu untersuchen, welche Ereignisse und Verhältnisse hier oder dort unmöglich sind, was und wie weit die Sitte, und allenfalls auch das Gesez, zulasse oder nicht, kann gar nicht mehr ausreichen, seitdem eine ganze Welt sich in zweien großen Völkern getäuscht hat, daß sie das eine der herrlichsten Entwicklung fähig, das andere aus seiner thatenlosen Schlagsucht nimmer zu erwecken glaubte. Mehr als ein anderes Volk sind seit langer Zeit die Franzosen uns ein Gegenstand der Forschung gewesen, und es fehlt nicht an mannigfaltigen Versuchen, ihr innerstes Wesen auszusprechen und die Kennzeichen fragmentarisch oder vollständig, bildlich oder für den Begriff anzugeben. Dennoch ist wohl nie die deutsche Einsicht selbst in den Bessern in dieser Beurtheilung, und vorzüglich in der Vergleichung mit uns selbst, so irre geworden, als eben jezt, wo die Franzosen selbst manche Veränderungen erlitten haben, und wir durch sie, daß ein betäubtes Erstaunen die geblendeten Augen überzieht. Ich will es wagen, mit Berufung auf das Obige, einige Gedanken darüber niederzuschreiben, die Euch vielleicht willkommen sein dürften. Einer der gewöhnlichsten Irrthümer ist der, daß man uns die Pariser geschildert hat, statt ein Bild des Volkes zu geben, und da die große Stadt seit Jahrhunderten der lebhafte Zusammenfluß und Ausfluß, die Versammlung der Herrschenden und Bewegenden des ganzen Volkes gewesen ist, so scheint den Meisten diese Verwechslung so billig als bequem. Es ist wahr, daß fast alle geschichtlichen Erscheinungen des französischen Volkes in dieser Stadt ihre Beziehung finden, die das Herz und die Hand des Landes zugleich vorstellt, nicht selten sind auch jene Erscheinungen von ihr ausgegangen. Allein zu gleicher Zeit hat sich mit dieser Unterwürfigkeit immer eine Gegenkraft gebildet, die man politisch in den frühern bürgerlichen und Religionskriegen, literarisch in den siegreichen Kämpfen der meisten französischen Schriftsteller gegen die Academie, sittlich in der beibehaltenen ganz verschiedenen Volkssprache des südlichen Frankreichs, und in der merkwürdigen Erscheinung, daß seit Ludwig XIV. Zeiten das südliche Frankreich keinen Einzigen Dichter, mit wenigen Ausnahmen auch fast keinen großen Prosaisten, als Beitrag zur herrschenden Geistesbildung hergegeben hat, genugsam ansehen kann; eine Gegenkraft, die sich auch im Innern vielfach gezeigt hat, und nur ihrer Natur nach weniger lärmend, geringere Aufmerksamkeit erregen konnte. Ich brauche nur an die französische Sprache zu erinnern, dieses schmeichelnde, spizige, lügenhafte, ausgeholte, gezierte und geregelte Wesen, das wir alle froh unsrer alten Helden-

sprache verachten, wer denkt wohl viel daran, daß dasselbe eben geschilderte Werk=[61.]zeug der lieblichsten, innigsten Frömmigkeit freundlichst gedient hat, in des menschenfreudigen und gottseligen Fenelons Munde, und der zar- testen Liedereinfalt, in Charles Perrault's lieben Erzählungen, und noch täglich im Munde und Leben der Kinder ein unschuldiges, wohlwollendes Spielzeug ist? So haben in der Revolution unstreitig die Provinzen ihre Gewalt und Wirkung in den Männern, von denen alle Wirkung ausging, nach Paris gesandt, und die Macht der Hauptstadt, durch Gewöhnung, Sitte, Lebensart an den König und die Monarchie angeschlossen, überwunden, wobei einen nicht irre machen darf, daß das eigentliche Pariser Volk selber die Hände dazu hergeben mußte, das überdies seine erschöpfte Volksmenge, wie die meisten großen Hauptstädte immer wieder aus der andern Masse erneuert; so findet man z. B. in Hamburg wohl noch viele Leute, deren Väter schon geborne Hamburger waren, aber verhältnißmäßig sehr wenige, deren ~~Väter~~ Großväter nicht anders- woher eingewandert wären. Auch die Armee zeigt das größte Übergewicht gegen Paris, und das ihm mehr zugehörige Nordfrankreich, wenigstens vier Fünf- tel, einige sagen sechs Siebentel der sämtlichen Offiziere seien Südfranzosen, und dies stimmt mit den Erfahrungen in andern Ländern vollkommen überein; (das illiterarische Westfalen hat der österreichischen Armee eine unglaubliche Menge der tapfersten Soldaten und Offiziere geliefert). Es müßte ungemein merkwürdig sein, eine Volksreise, wenn der Ausdruck erlaubt ist, durch Frank- reich zu machen, das Leben aller Art, die Sitte und Richtung zu erforschen und zu beschreiben, wir würden dadurch, glaub' ich, bald zu ganz andern Einsich- ten gelangen über das Ganze des Volks, und besonders müßten Bretagne und die den Pyrenäen angränzenden Länder, wenn ich nach Einzellnem, was mir vorgekommen ist, vermuten darf, eine reiche Ausbeute von Eigenthümlichkei- ten gewähren. Vor allem aber müßte das gespenstische Bild, womit man uns schreckt, von überlegener Lebhaftigkeit, und Werkthätigkeit der Franzosen ver- schwinden, oder gar, wie man oft thöricht meint, Bildung der Gemeinen, die oft nur deßwegen uns so vorkommt, weil der Soldat oder Bediente eine Spra- che spricht, die wir gelernt haben, und zwar nach Regeln, die er nicht verletzt, weil sie nach seiner Sprache gemacht sind. Man rechne bei der französischen Lebhaftigkeit ab, was von nichtiger Oberflächlichkeit, die ich der Nation im allgemeinen vollkommen zugesteh, herrührt, was unnützer Schwall von Wor- ten und von Thun ist, oder tausendmal wiederholte langweilige Anwendung derselben Formel in Worten und in Thun, [62.] und es wird fast alles ver- schwinden, was uns Grund schien, das schöne Wort Lebhaftigkeit so zu gebrau-

chen, das doch eigentlich nur dem wahren Lebendigen im Leben zukommen soll. Ich habe den französischen Bauer so träge, so dumm und stumpf gefunden wie irgend den dümmsten in Deutschland, und frische, noch ungewitzte Conscribirtre ganz unsern Rekruten vergleichbar; dagegen z. B. die Landleute in Schwaben, die Husaren von Schill (fast lauter Pommern), die geringern Bürger von Wien, an frischer leichter Lust des Lebens und Thatschnelligkeit jedem Beispiel französischer Lebhaftigkeit entgegengestellt werden können. Auf Einzelne will ich mich gar nicht berufen, sonst könnte ich Winkelmann, Bülow, Schiller, und viele andre anführen, die auch äußerlich die feurigste Lebhaftigkeit in dem höchsten Grade besaßen, und doch, wenigstens der erste und der letzte, ganz aus dem Volke hervorgegangen sind. Leichtigkeit gehört aber vorzugsweise den Franzosen, aber freilich nicht in dem Sinne, als würde ihnen das Schwere leicht, im Gegentheile vieles uns Mögliche ist ihnen unmöglich, und erfinderisch — dazu gehört Tiefsinn — sind sie gar nicht, sondern vielmehr in dem Sinne, in dem schon Cäsar sagt: *Gallorum levissima ingenia*. Bei ihnen erscheint nichts als diese Oberflächlichkeit, und daher Schnelligkeit und Leichtigkeit im Erscheinen, die durch den geringsten Reiz hervorge lockt wird, wir Deutschen umfassen mehr, führen das Leben nicht bloß im Augenblick und für den Augenblick, sind aber für alles Tüchtige und Erfasste gleich beweglich wie jene, die ganze Geschichte liefert den Beweis. Für eine solche Reise um das rechte Volksbild der Franzosen zusammenzufassen, bedürfte es nur eines einfachen Handwerks= und Bürger=Sinnes, der getreu auffasste und schlicht erzählte. Überhaupt wäre es für die Sittenkenntniß kein geringer Gewinn, wenn auch andre als Gelehrte uns ihre Berichte, nur in ihrem eigenen beschränkten Fach beschränkte Nachrichten mittheilten, wie mir denn in dieser Art ein höchst ergötzliches Muster bekannt ist in der Reisebeschreibung des Antonio Zuchelli, eines Kapuziners, der durch Italien, Spanien und Portugall nach Brasilien auf Mission ging, und die ganze Welt nur immerfort als einen Garten betrachtet, in dem Klöster, Kapellen, Cruzifixe und Wunderbilder als anmutige Bäume und Blumen gepflanzt sind; ihm sind alle Kunstwerke nur künstliche, und von Früchten dieser Welt erfreuen ihn höchstens die in den Klostergärten gewachsenen. — Zweierlei haben die Franzosen durch ihre Staatsumwälzung verloren, ihre Literatur, insofern sie nicht fortschreitet, und ihre feine Lebensart und gebildete Geselligkeit: man kann sagen daß die letztere schon lange Zeit noch kaum gegen die hereinstürzenden Laster sich halten konnte, und alle Schändlichkeit in sich aufnehmen mußte, die Greuel der Revoluzion und die Auswanderung der Adlichen haben sie ganz zerstört, und zwar so zerstört, daß

auch jetzt auf keine Weise, da doch der Hof und das Streben der Machthabenden alles dazu thun, eine gebildete, erfreuliche Geselligkeit entstehen will, um so weniger, da das [63.] fortgesetzte wilde Kriegsleben, und die Unschönheit in den meisten gewaltigen Emporkömmlingen auch sogar die Höflichkeit, die erste Grundlage und die höchste Blüte der Geselligkeit, in den meisten hat verloren gehn gemacht, so daß man sich ordentlich freut, einen Franzosen aus der alten Zeit mit allen seinen Manieren wiederzusehn. Nicht zu vergessen ist aber auch der Einfluß, den [das] die erlebte Schreckenszeit auf das Gemüt der Franzosen gemacht hat, eine Erinnerung, vor der sie noch zusammenschauern, und gegen die alles jezige Ungemach erträglich scheint. Dieses Erlebte scheint ihnen hie und da einige Tiefe, so wie die ausgebreiteten Eroberungen und Feldzüge einige Umsicht über ihre vorige Nationalbeschränkung hinaus gegeben zu haben. Gewiß sind die heutigen, aus der Revolution hervorgegangenen ein andres Volk als die ehemaligen, und die gleichen Elemente in ihnen anders gemischt, manche Anlage in ihnen geweckt und manche Ausbildung zu Grunde gegangen. Auch Überbleibsel aus der vorigen Zeit stehen freilich noch genug in der damals herkömmlichen Gestalt da, und wirken mit in das Neue hinein, so wie auch viel Ausländisches, besonders Deutsches, sich nach und nach in alles verwebt; und es hat vielleicht nie einen ungünstigern Zeitpunkt gegeben die wahre Nationalität der Franzosen mit fester Hand zu erfassen. Ich bin zufrieden, wenn ich in diesen allgemeinen Zügen nicht ganz [verirrt] irr gegangen bin, und indem ich das lebhaftes, humoristische Bild empfehle, was Friedrich Schlegel von den Franzosen in der Europa so unvergleichlich entworfen, [und] dessen Einseitigkeit einzusehn leichter ist, als durch Vielseitigkeit auf die angegebene Weise zu ersetzen, muß ich noch hinzufügen, daß Friedrich Schlegel selbst es geschrieben, und [es] Jean Paul mir gesagt hat, niemand habe die Franzosen richtiger gezeichnet und treffender dargestellt, als Rahel in ihren Briefen. Es wird sich zeigen, welche Richtungen die fortschreitende Geschichte in den Franzosen zumeist entwickeln wird, mir scheinen noch viele Leiden über sie verhängt, und ich muß sie um so aufrichtiger bedauern, als ich im Ganzen viel Gutmütigkeit und eine Art von Tageshelle in ihnen gefunden habe, die ihnen ein besseres Schicksal wünschen machen. Napoleon aber ist kein Franzose, das Blut, die Natur ist italienisch, und seine Bildung, seine Sinnesart, das Überlieferte, nur sehr bedingt französisch. Aus französischer Natur ist Robespierre und Ludwig XIV, wie Heinrich IV, und manche Edle der Revolution. — [64.] Zum Beschlusse hier zwei Züge der Naivetät, die die verkehrte Scharfsinnigkeit der Franzosen, und die treuherzige Tüchtigkeit in der Combination des

Deutschen treffend und erfreulich ins Licht setzen. Ein französischer Offizier kam dazu, als ein Soldat einen Bauern aufs erbärmlichste schlug; er fragte um die Ursache, *Oh! mon capitaine*, antwortete der Soldat, *c'est un voleur, il cache son argent!* (Und ein anderer, der ein Huhn davontrug, [auf] von seinem Offizier angeredet: *Coquin de voleur, où-as tu volé ce poulet?* antwortete beleidigt: *je ne l'ai pas volé, mon capitaine, je l'ai pris chez le paysan!* — „*Et le paysan que disait-il?*“ — *Il ne disait rien, il pleurait.*) Dagegen fiel in dem letzten Kriege in Österreich folgendes vor; ein französischer Soldat war bei einem Bauer einquartiert, und fing bald an vertraulich mit ihm zu plaudern, unter andern rühmte er den Kaiser Napoleon in allen Stücken, auch daß er immer mit voran sei, dem heftigsten Feuer sich ausseze, und wie der Gemeine alle Gefahren ausstehe, thut das wohl auch der Kaiser Franz? setzte er spottend hinzu: der österreichische Bauer aber sah ihn ruhig an und versetzte: Um Euren ists auch weniger Schad! —

XXI.

Aus Mangel an innerer Anschauung und an Tiefe und Größe der Empfindung können die Franzosen fast nie langweilig erscheinen oder Langeweile haben, so lange irgend ein Schatten von Gesellschaft um sie ist, denn diese Oberflächlichkeit bedarf keiner Ruhezeiten, es geht wie glatte Ebene in solchen Seelen hin, nicht Berg und Thal, nicht Fels und Wassersturz giebt Bedeutung und bunte Anschauung, man übersieht alles sogleich, und der Verstand findet überall Befriedigung. Es hindert sie nur ein wirkliches Elend, ein wirklicher Schmerz, der von außen trifft, an einer Lustigkeit und Munterkeit, die auch wir uns ganz wohl gefallen lassen. Einige allgemeine Sätze beruhigen sie über die Welt, über Gott und Leben, und eine verständige Poesie über das Herz, das doch bisweilen in ihnen unruhig wird, und so leben sie frisch darauf los, in einer unaufhörlichen Kette festbestimmter Konvenienzen, die ihnen alles sind. Wie unendlich leicht ist es ein gebildeter Franzose zu sein! Diese Leichtigkeit hat in Europa besonders an Höfen das Glück dieser Bildung gemacht. Dagegen ist man nicht mit so geringen Kosten ein gebildeter Deutscher: das erfordert Strenge, Schmerz und Leid, denn der Geist wird nicht ohne Schmerzen geboren; alle Franzosen gleichen sich in ihrer Bildung, es ist überall der gleiche Schnitt, der gleiche Stoff, wer gebildet ist in Frankreich muß mit allen gleichen Geschmack, gleiches Betragen haben, in Deutschland ist es jeder auf seine Weise, alles ist bei jeglichem ins Einzelne individualisirt, keiner ist ein bloßes Abbild des Andern, daher auch ganze Schaaren französisch gebildeter Männer gegen Einen, der es auf deutsche Art ist, kommen, und Einer wiegt sie alle auf, Franzosen sind wie

junge Kinder in Einer Schule, Deutsche wie der Schule erledigte Studenten, deren jeder seinen eigenen Gang geht, und doch übereinstimmend mit allen, es sind Töne verschiedener Instrumente, die in der Harmonie eines [65.] Konzerts verflößt sind, eine Symfonie der Wissenschaften und Künste, dagegen die Franzosen alle immer nur den Einen Ton herausblasen. Könnte dieses Volk, wenn vielleicht sein Gemüt sich vertiefte, seine jezige fröhliche Leichtigkeit, und, daß ich es mit dem gewohnten Ausdrucke nenne, seine Lebhaftigkeit beibehalten, so müßte es uns Deutsche bei weitem übertreffen, und seine Kraft würde eine höhere Entwicklung herbeiführen, als die aller bisherigen gebildeten Nationengeister waren, aber die Geschichte scheint den Franzosen diese Tiefe keineswegs zu verheißen. Wir wissen alles, was sie haben und können, sie von uns fast gar nichts, und alle Bemühungen, sie von unserm Wesen zu belehren, die Benjamin Constant, Villers, Frau von Staël und andere gemacht haben, schildern das Französische immer scharf und genau, aber man könnte nicht sagen, daß sie, wenn sie das Deutsche dagegen stellen, den Nagel auf den Kopf träfen. Die dürftigste Beschränktheit zieht ihre Sprache um sie her, aus welcher sie nur Gelehrsamkeit retten kann, die aber bei der Selbstgefälligkeit, mit der sie sich ansehen, und dem Mangel an ernstem Fleiße, dem Erbgut des Deutschen, die seltenste Erscheinung unter ihnen ist. Einzelne retten sich wohl aus dieser Sprache, aber wie die Nation es machen wird ist nicht abzusehn: soll Jahrhunderte noch diese äußerste Beweglichkeit in der äußersten Fixirtheit als schauerhaftes Bild eines Volkes, das sich selber in frevelhafter Willkür verzaubert hat, in ewiger Einförmigkeit stehn bleiben? Alle großen Völker der Erde haben sich einmal in kühner Kraft mehr oder weniger über die Welt ergossen, Hindus, Perser, Griechen, Römer, Araber, Spanier, Portugiesen, Engländer, und vor allen Deutsche, gleichsam um eine große Weltanschauung zu gewinnen, die Franzosen machen seit der Revolution ungern einen kleinen Versuch darin, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie es darin sehr weit bringen werden, wenigstens nicht allein. Zu unsern Herrschern sind nicht sie bestimmt, des festen Glaubens muß ich leben und sterben, und wer etwa in diesem Glauben wankt, der gehe nur von einer deutschen Universität nach Paris, sehe und höre, und lerne alle große Meinung, alle Achtung und Bewunderung, die er mitgebracht hat von ihnen, ablegen, und erkennen, daß auch ihre gegenwärtige Macht und Furchtbarkeit in sich keinen Halt und Kern hat, sondern aus den widerstreitendsten kleinlichsten Elementen lose zusammengewoben ist, und nach dem Tode des einen Mannes alles auseinander fallen muß, wenn nicht schon früher! –

XXII.

Für ein gemächliches, mit allen äußern Reizen und Befriedigungen geschmücktes Leben, findet man schwerlich einen bequemern und angenehmern Ort als Paris. Von allen Seiten zaubert die allmächtige Hauptstadt in allen Dingen das Ausgezeichnetste und Berühmteste in ihren Kreis; alles, was die Erfindungskraft, nicht nur des eigenen sinnreich bemühten Volkes, sondern auch des Auslandes in irgend einer Kunst, in irgend einem Zweige des Lebens hervorbringt, findet man sicher hier in größter Vollkommenheit, und der Handel betrifft fast nur solche Gegenstände; Kleidung, Geräthe, Ameublement, Verzierung jeder Art, Schmuck des Leibes und der Seele, die Künste des Tanzes, des Schauspiels, der Musik, jedes Talent und jede Geschicklichkeit, sofern nicht höhere Bedingungen entgegenstehn, bemühen sich wetteifernd mit Ausstattung des Lebens; der Koch, die Maitresse, der Bediente, verstehen wohl nirgends ihr Fach besser, als grade hier: kurz, es steht alles hier im Dienste einer ausgebildeten Sinnlichkeit. Mit klugem Verstand sind alle Einrichtungen auf die schnellste, wohlfeilste und anmutigste Befriedigung unzähliger Bedürfnisse berechnet, dem Unbedeutendsten, es sei Verrichtung oder Sache, wird mit eigener Gewandtheit eine Art von zierlicher Wichtigkeit gegeben, und alles einer gewissen schicklichen Manier unterworfen, die auch das Gemeinste nicht als gemein will erscheinen lassen. Bei dieser ungeheuren Konkurrenz und tausendfältigen Durchkreuzung der erfindungsreichen Gewinnsucht, und eigennützigen Thätigkeit mußte in der Folge von Jahrhunderten, während diese Stadt immer der Mittelpunkt eines großen Reiches und des verschwenderischsten Hofes war, ein Ganzes entstehen, das bis in die kleinste Verzweigung eigenthümlich, zweckmäßig, und angenehm gebildet ist, eine Sammlung von Anordnungen, Maßregeln, Gebräuchen und Bequemlichkeiten, die wie eine geschickte Maschinerie das Leben trägt und fördert, und über alle Unebenheiten schnell wegzuführen sucht. Der Aufwand mag an andern Orten hie und da größer sein, aber gewiß nirgends so sehr in alle Volksklassen eingedrungen, und auf so viele kleinliche Bedürfnisse versplittet; die Schwelgerei ist mit Klugheit ausgedacht, und sucht ein gewisses Maß, das der Dauer günstig ist, zu beobachten, so daß den Genüssen doch meist eine gewisse Tüchtigkeit und kräftige Erfüllung fehlt, und das Ganze des Pariser Lebens mehr darauf hinaufgeht, in berechnetem Wechsel von tausend Annehmlichkeiten gegen Überdruß und Unlust gesichert zu sein, als wirklich wahrhafte und ächte Freude zu empfinden. In Paris gewiß am leichtesten könnte man fünfzig Jahre leben, und jeden Tag recht vergnüglich hinbringen,

ohne nur ein einzigesmal über etwas Höheres zur Besinnung zu kommen, so daß es [~~am Ende~~] einerlei wäre am Ende der fünfzig Jahre, ob man erst ein Jahr so gelebt hätte oder neun und vierzig, und die ganze vergangene Zeit wie todt hinter einem liegt.

[67.] Außer der gewöhnlichen Unerschöpflichkeit von Gegenständen, die immerfort hier vorhanden sind, findet sich fast an jedem Tage noch etwas Neues, das die Neugierde reizt, gesehn und besprochen werden muß, und man kann um so eher lebhaften Antheil an den Neuheiten nehmen, als durch die große Volksmenge und neugierige Regsamkeit der Pariser auch das Unbedeutendste sich sogleich mit einer Art von Wichtigkeit erhebt, und was vorher nichts war, durch die zuströmende Menge zu etwas wird. „*La foule s'y est portée,*“ der Ausdruck, den ich im Moniteur fand, bezeichnet diese Richtung treffend. Könnte dieser Zufluß von Neuheiten aber einmal plötzlich verstopft werden, die Pariser müßten sterben, sogut als wenn die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten würde, denn die gewöhnlichen Inzitamente des gemeinen Lebens reichten nicht hin, um den zum Leben nöthigen Grad der Erregung zu erhalten, so voll langweiligen Überdrußes, so blasirt über alles ist der Sinn des Parisers gleich unter der dünnen Schleierdecke des Vergnügens. Lächerlich z. B. ist es, wie groß und auffallend die Aushängeschilder der Kaufleute sind, oder Anschlagzettel, und Inschriften; nicht genug daß diese im größten Format, gleichsam für Riesen, die Abbilder der Sachen liefern, sondern auch in so ungeheurer Menge, daß oft der Laden nicht mehr Stücke enthalten kann, als von Holz draußen hängen. Ich ging einmal mit Eskeles in der Rue Richelieu, und ihm fiel diese Menge besonders auf; er stand still, hielt mich fest, und sagte bedächtig: „Wenn einer hat zu verkaufe Würst', sollt' ma denken, er wird heraushängen 'ne sechs Würst', zwölf Würst'“ — hier brach er ab, dann aber, indem er [~~den~~] mit der vor der Brust gespreizt gewesenen Hand plötzlich gestreckt in die Luft ausfiel, rief er mit einer Art Explosion: „Hundert Würst'!“ Das ist ganz richtig, und nicht bloß mit den Würsten, die dem guten Eskeles besonders aufgefallen waren. Ja man ist sehr zufrieden, wenn man auch durch eine Lächerlichkeit die Aufmerksamkeit anziehn kann, so befindet sich bei den Tuileries ein Schnupftabacksladen, wo nicht nur Aushängeschilder, sondern die ganze Vorderseite des Gebäudes mit hohen lateinischen Sprüchen zum Hereinkommen einladen, ein ganz lächerlicher Effekt, der aber dem Manne gleichwohl nicht viel einzubringen scheint. Das Bemühen ist allgemein, aber die Pariser sind auch über solche Kunstgriffe schon zu sehr blasirt, als daß sie immer glücken sollten. Überhaupt bedarf hier jede Unternehmung mehr als anderswo des Glücks, eines günstigen

Etwas, das sich nicht voraussehn, nicht berechnen läßt, und nur durch ein fei=[68.]nes Gefühl für alle Lokalitäten kann hervorgerufen werden. Daß etwas in jeder Art zweckmäßig und schön mit bester Sorgfalt eingerichtet und erhalten werde, ist hier nicht hinlänglich, es muß ihm auch grade die wetterwendische Laune des Publicums entsprechen, die grade weil sie Laune ist durch keine Vorzüge kann geleitet werden. So ist auf dem Boulevard bei dem Theater des Variétés ein angenehmer Garten und großes Haus, wo man Erfrischungen erhält, das berühmte Frascati, [~~wo~~] das der Glacier Carchi aufs angenehmste und geschmackvollste eingerichtet hat, wo die beste Bedienung fortdauernd sich findet, und ehemals die gesammte Pariser feine Welt im höchsten Puz Abends versammelt war: dieser Ort ist jezt ganz verlassen, und manchen Abend fand ich dort mehr Garçons als Gäste. Man sagt, der Kaiser sei daran Schuld, der den Herzoginnen von Bassano und von Rovigo Vorwürfe gemacht habe, daß sie diesen Ort besucht hätten. Das Publicum zog sich nach dem widerwärtigen, geschmacklosen und engen Jardin turc, auf der entgegengesetzten Seite der nördlichen Boulevards, wo es aus bloßer Laune dieselben Dinge schlecht genießt, die es in Frascati gut und bequem genießen könnte. Carchi kündigte auf einmal eine neue Art Eis an, *Caldo* [~~et~~] *i freddo* genannt, und sagte auf dem Anschlagzettel: „*Invention nouvelle qui surprendra le public,*“ ein günstiger Stern, und der volle Haufen wäre vielleicht auf ein halb Jahr wieder zu ihm geströmt, aber es faßte nicht, und Frascati blieb leer; vielleicht hilft ihm eine noch viel geringere Kleinigkeit, ein Zufall oder eine *bêtise* wieder einmal auf, denn in Paris muß man nie den Mut verlieren, und immer neue Mittel versuchen, neue Gelegenheit abwarten. Hat man aber einmal, durch was es auch sei, von sich sprechen gemacht, und wär' es auch allgemein nachtheilig, hier ist es immer ein Vortheil, denn ehe die ganze Masse Volks etwas durchprobirt hat, ist man reich geworden, wenn auch die ersten nicht wiederkommen. Die Pariser sehn es schon als etwas Großes an, die ganze kluge, feine und trefliche Einwohnerschaft aufzuregen gewußt zu haben. Ungemein ergötzlich ist im Palais Royal die Inschrift eines Perückenmakers, der an seiner Bude sich folgendes Monument in Lapidarschrift auf einer Tafel gesetzt hat:

TELLIER
INVENTA EN L'AN DIX
LES PERRUQUES ELASTIQUES
IMITANT LA CHAIR.

Welche wichtige Begebenheit! *En l'an dix!* und die geschmackvolle antike Einfachheit! Ich möchte wetten, daß der Mann bei seinem Haarstock das ernsthafteste Gesicht in ganz Paris macht, und eine vollständige Wissenschaft über seine elastischen Perücken aufstellt. — Ein Anderer, um seine Mauer vor Verunreinigung zu schützen, hat die injuriösen Worte daran geschrieben: *Ici pissent les cochons!* Aber man liest sie geduldig, wä~~h~~=[69.]rend man gelassen sein Wasser abschlägt. An einer Schulanstalt steht ein Vers aus Virgil: *Disce puer* &c. Das Schönste aber ist ein Schild an einer schmutzigen, engen Bude zwischen den Tuileries und dem Louvre, worauf genau folgendes zu lesen ist, was wir immer mit ungemeiner Freude betrachtet haben:

**Hier Be Finden sich Die Deuschen
vor das guß Saurgrauth.**

Die Caffehäuser, kleinern Restaurazionen, Kaufladen alles nimt Namen und Sinnbild von etwas Neuem, von Schlachten, *Café de Jéna, d'Austerlitz* &c. von Feldherm, *à l'Archiduc Charles, au Duc de l'Infantado*, von beliebten Theaterstücken, u. dgl. und so wird man, wohin man nur blickt, immer auf die Gegenwart und die Tagesgeschichte hingewiesen. Doch nimt der Pariser eigentlich an den großen Begebenheiten keinen Antheil, sie sind ihm nur etwas, insofern sie als kleine in seinen geselligen Kreis eintreten, und in seiner Stadt irgend etwas veranlassen; es ist unglaublich, mit welcher Gleichgültigkeit man [!] die Nachrichten von neuen Siegen Napoleons hier aufgenommen werden, und als Zeitungsartikel sind sie dem Volk interessanter als in der Realität. Doch spricht man allgemein sehr viel vom Kaiser in Paris, aber mehr wegen einer Menge kleiner Anordnungen, die sich auf die Hauptstadt beziehen, wegen Festen, wegen Gebäuden, Uniformen, Ceremonial u. dgl. als wegen seiner großen Thaten. Man liebt ihn keineswegs, jedermann erzählt eifrig, wie blühend Paris unter dem Direktorium war, und wer sich der ganz alten Zeiten erinnert, spricht von dem heutigen Paris wie von einem Überbleibsel des vorigen. Man fürchtet ihn aber auch nicht sehr, die Meisten haben Furchtbareres erlebt, und sind noch zu vertraut mit der plötzlichen Verschwindung auch des Gewaltigsten, als daß ihnen nicht auch seine Gewalt ~~nicht~~ oft bloß provisorisch vorkommen sollte. Ich habe immer sehr frei reden gehört, wenn gleich nicht öffentlich auf den Märkten, aber wenn es nur unter der Gestalt des Wizes war selbst auf dem Theater. Das Volk ist nicht nur zu wizig, sondern auch zu gewizigt, zu fein und klug überhaupt, als so

unbedingt geblendet zu sein von den hundert Insinuationen und Blendwerken der Regierung: man kennt sie besser, man hat alle die Leute anders gesehn, und lacht darüber, was sie jetzt vorstellen wollen, wenn man sich auch äußerlich fügen muß. Es ist noch viel durch die Stürme aufgeweckter Geist im Volke, und die Lust zur Freiheit keineswegs erstorben, viele Jakobiner brüten im Stillen, und selbst unter den ersten Großen soll es eifrige Anhänger der Republik geben. Es ist dies freilich nur eine Meinung, die keine Kanonen im Dienste hat, aber alle Gewalt geht doch von Meinung aus, und sie allein hat [70.] den Thron der Bourbons gestürzt. Man hat in Deutschland kaum einen Begriff davon, wie wenig im Ganzen dies Volk unterjocht ist. So läßt man sich wohl nicht träumen, daß Carnot bei vielen Franzosen dadurch verloren hat, daß er in seinem neuen Buche *Sur la defense des forteresses* sagt, sein „Souverain“ habe ihm den Auftrag zu dessen Abfassung gegeben, ein Titel, der nach der Constitution dem Kaiser freilich nicht zukommt, den er sich aber gern von den Hofleuten soll geben lassen; wer glaubt wohl bei uns, daß dergleichen noch in Paris mit Leidenschaftlichkeit von vielen verhandelt wird? Carnot hatte durch falsche Spekulation an die sechzigtausend Livres verloren, die den größten Theil seines Vermögens ausmachten, und war dadurch in dürftige Umstände gerathen, der Kaiser erfuhr es, und da er vernahm, Carnot habe nie seine ihm als Exminister zukommende Pension von 10,000 Livres gezogen, ließ er ihm gleich die Rückstände auszahlen, und gab ihm die Stelle eines Inspektors der Festungen, wodurch veranlaßt, er obiges Werk schrieb. Der Kaiser liebt Carnot nicht, aber er sieht sich gezwungen ihn zu achten, und fürchtet von ihm, den er vortreflich brauchen kann, keine Hinterlist. — Nimmermehr ließe sich ein Pariser hindern einen witzigen Einfall vorzubringen, und da wirklich dies Volk ungemein reich und glücklich in Wizen, und besonders in Wortspielen ist, so kann man leicht denken, welch ein günstiger Gegenstand ihm alles was den Kaiser betrifft, zur freien Ausübung dieses Talentes sein muß. Ich werde später einige glänzende Beispiele davon anführen. — Dieser den Parisern eigene Witz, und die sinnreiche, feine Wendung, die sie, selbst in den untersten Klassen, den unscheinbarsten Dingen im Sprechen mit einer eigenen Gefälligkeit zu geben wissen, macht aber auch, daß sie, noch mehr, als in andern großen Städten das Volk gewöhnlich pflegt, sich für die ersten Menschen der Welt, für die gebildetsten und klügsten halten, und unbeschreiblich wohl mit sich zufrieden sind; ihre Eitelkeit findet keine Lobsprüche zu groß, und es kann kein Loos erfunden werden, das nicht ein Pariser durch seine Klugkeit, seinen Geist, und seine Tournüre zu verdienen glaubte. Ganz vorzüglich ist in dieser Rücksicht folgendes Geschicht-

chen: Ein *garçon coiffeur*, der an das Hotel de l'Empire attachirt war, und mich rasirte, wurde von dem russischen Bothschafter, dem Fürsten Kurakin als *valet de chambre raseur* in Dienst genommen, rasirte mich aber auch noch dabei, weil der Fürst nur gegenüber wohnte. Einsmals zieht er ganz prächtige Messer heraus, und sagt, er wolle mich mit dem Rasirmesser des Fürsten barbiren, er habe ihm ganz neue gekauft; *c'est déplorable*, sagte er, *comme la toilette du prince était mal fournie*, er that, als wenn er ihm die größte Wohlthat durch diese Anschaffung erzeugte, und schloß endlich, *mais que voulez-vous? c'est un Russe, [c'est] ça n'a point de gout, ça n'a rien!* So muß sich der stolze dicke Mann von seinen eigenen schwerbezahlten Bedienten verhöhnen lassen! — Diese Selbstgenügsamkeit der Pariser ist um so lächerlicher, als ihre Unwissenheit groß ist; ihr Gesichtskreis erstreckt sich nicht weiter als [71.] über Paris und seine nächste Umgebung, was nicht in diesen Kreis einschlägt, das bleibt ihnen unbegreiflich, und das Unbegreifliche einmal für allemal verwerflich: man könnte sagen, sie hätten so viel Verstand nur wegen ihrer Dummheit bekommen, und so große Geschicklichkeit mit Wenigem Viel zu machen nur wegen ihrer Ärmlichkeit, die sie zu einem widerwärtigen Eigennuze treibt, den ich in andern großen Städten viel weniger gesehn habe. Daher auch ihre große Bewunderung der Engländer, die mit Pfunden Sterling rechnen, wo ein Franzose *Livres Tournois* und *Sols* abzählt. In Paris gilt auch für ein großes Vermögen, was sich z. B. in Hamburg gar nicht auszeichnen würde. Wiefern man nun unter einem solchen Volke mit einigem Vermögen angenehm seine Zeit hinleben könne, ist leicht einzusehn, aber eben so leicht zu ermessen, was man für Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Hülfe und Zuflucht, bei ihm erwarten dürfe, obwohl alles den Schein der Liebe, ja der Aufopferung in ihren Redensarten hat. Daß in dieser großen Volksmenge auch die größten Abweichungen von dem obigen Bilde statt finden, versteht sich von selbst; so sollen in demjenigen Theil der Stadt, den man *le Marais* nennt, besonders viele ehrbare, fromme Bürgersleute wohnen, die natürlicherweise wenig Reize des Umgangs gewähren, und von den andern Parisern fast gar nicht gekannt, und noch weniger von Fremden besucht werden.

XXIII.

Unsre Ankunft in Paris fiel grade in die Zeit, da die muntren Pariser anfangen müde zu werden, zahllose Wize und Scherze über die Heirath des Kaisers und der Erzherzogin zu erzeugen und zu wiederholen, doch waren die verhallenden Klänge noch lebhaft genug, um hin und wieder an unser Ohr zu schlagen. Die allgemeine Verbreitung und Lautbarkeit dieser Reden steht in gradem Verhält-

niß zu der Strenge, mit der sie verboten sind. Vorzüglich hat der herrliche Brunet durch unvergleichliche Calembourgs sich ausgezeichnet bei dieser Gelegenheit, von denen ich einige als einen vergnüglichen Beitrag zur Zeit= und Sittengeschichte hier mittheile. Das Stückchen von dem Triumfwagen an den zu ihrer Schmach die venezianischen Pferde angespannt sind, wo Brunet im Vorübergehn sagte: *Le Char l'attend* ist wohl schon so bekannt, als es verdient, wird aber hier, wo einem die Charlatanerie so deutlich unter die Augen tritt, noch viel treffender und fühlbarer, als im Ausland. — *L'Empereur n'aime que Joséphine et la Chasse*, schreibt man auch Brünet zu. — Als die bürgerliche Heirath in St. Cloud geschlossen wurde, hieß es: *Jamais Archiduchesse d'Autriche n'a fait un mariage civil*. — Da es gar kein Ende nahm, und fast alle Abend auch das Theater des Variétés von diesen Wort=[72]spielen wiederhallte, so ließ endlich der Polizeipräf[ek]t Graf Dubois den Brunet kommen, und verbot ihm ernstlich seine Späße fortzusetzen; „*Mais que voulez-vous que je fasse*, versetzte Brunet mit kläglichlicher Stimme, *c'est mon métier de faire des calembourgs, j'y gagne ma vie, voulez-vous donc, que je scie du bois?*“ — Wer so wizig ist, verdient wohl ungestraft zu bleiben, und hat ein Vorrecht alles zu sagen. Das merkwürdigste aber, was über die Heirath erschienen ist, und das ganz Paris in hundert Abschriften gelesen und auswendig gelernt hat, ist folgendes Poissardenliedchen, dessen Verfasser die schlaue Polizei noch nicht hat aufspüren gekonnt, ungeachtet [noch] einige hundert Personen, die es nur verbreitet oder mitgetheilt hatten, noch im September sich im strengsten Arrest befanden, und der Kaiser einen fürchterlichen Zorn darüber gefaßt hatte. Mir ist es eines Tages durch die kleine Post mit andern Sachen, Einladungen von Kupplerinnen u. dgl. zugekommen. Als Volkswiz ist es nicht übel, einige Dinge sind gut gefaßt, und man kann daraus einen Schluß auf die allgemeine Stimmung machen, und was im Stillen gewagt wird.



Ah! L'biau Mariage.

Air: Reçois dans ton galetas.

*C'est donc ben vrai qu' not' emp'reur
Épous' un' princess' d' Autriche;
Faut ben qu'un si grand seigneur
S'uniss' avec queuq'zun d'riche,
Et pis c't' homm' a sa raison
Pour prend' un' femm' d'bonn' maison.
Pour prend' un' femm' d'bonn' maison.*

2.

*J'aurions ben gagé six francs
Qu'on n'li donn'rait pas c'te fille;
Car il était d'pis longtemps
Si mal avec la famille,
Qu'leur fit deux fois prend' par peur
Jacq' Délog' pour procureur*

3.

*J'voyons des mariag' [es] comm' ça
D'tems en tems à la Courtille;
Tout d'abord on ross' l' papa,
Pis on couch' avec la fille,
Et l' beaupèr' n' ôs' pas dir' non,
D'peur d'avoir z' encor' l'ognon.*

4.

*Pour all' il s'est fait l'aut' jour
Peind' en bel habit d' dimanche,
Et des diamants tout autour;
Près d' sa figur' comm' ça tranche!
[73.] La p'tit' luronnn', j'en somm' sûr,
Aim' mieux l' présent que l' futur.*

5.

*Ah! comm' all' va s'amuser
C'te princess' qui nous arrive!
Nous, j'allons boir' et danser,
N' s'enrouer à crier: Vive!*

*All' s'ra l'idol' d' la nation
J' l'ons lu dans l' proclamation.*

6.

*Stapendant sur mon honneur
J' plaignons c'te pauv' Joséphine,
All' fait cont' fortun' bon cœur,
J' savons ben qu' ça la taquine,
L' métier li semblait si bon!
V'là qu'on li fait vend' son fond.*

7.

*Mais ent' nous, tout son malheur
Vient d' n'êt' pas en état de grâce.
J' somm' si content d' not' emp'reur
Que j' voulons voir des chiens d' race;
J' d'rait pour êt' sûr d' son fait,
Prend' un' fill' qu'en eut d'jà fait.*

8.

*D' ces deux rein' chacun' rendra
Tour-à-tour visit' à l'autre,
A la jeun' l'ancienn' dira:
„J'ai fait mon tems, fait' le vôtre:
Si vous n' travaillez pas mieux,
A Malm'son y a plaç' pour deux.”*

9.

*J' tâch'rons d' nous placer 'n grand jour
Pour ben voir les réjou'ssances;
D'pis qu' l'emp'reur chang' tout' sa cour,
J' n'y ons pas tant d'connaissances,
Mais j'esp'rons ben par bonheur,
Raccrocher queuqu' Dam' d'honneur.*

La Courtille ist eine Straße und Gegend am einen Ende von Paris, wo in Kneipen, Gärten und Lusthäusern aller Art das Volk sich vergnügt, etwa wie der Hamburger Berg bei Hamburg, und ein Theil des Thiergartens und Charlottenburgs bei Berlin. Der Schluß der vierten Strophe ist eine sehr bekannte Wendung, so wie manches andre auch nur angepaßt ist, aber man muß gestehn, und der Kaiser selbst gesteht es, in seiner Art recht glücklich. —

XXIV.

Das Palais Royal ist für das Pariser Leben gleichsam ein Centralort, das Magazin, die Werkstätte, der Schauplatz für alles, was in jenem einige Wichtigkeit hat. Fast jeder Weg führt einen dahin, fast kein Tag vergeht, ohne daß man nicht länger oder kürzer dort verweilte, oder wenigstens hindurchginge. Das Gewühl ist besonders gegen Abend außerordentlich, nicht allein von Lustwandelnden im sogenannten Garten, sondern auch in den ihn einschließenden Galerien, wahre Portiken, wo man gegen Sonne und Regen geschützt ist, und in den zahllosen Restaurazionen, Café's, Spielhäusern, und theatralischen Anstalten, wo man meistens die Wahl hat, ob man ebener Erde dies alles genießen will, oder eine Treppe hinunter in unterirdische Keller, oder auch eine Treppe hinauf in die Höhe sich begeben mag, überall ist Leben in unaufhörlich wechselnder Bewegung. Was man nur zu haben wünscht, Sachen des Bedürfnisses oder des Luxus, die größten Kostbarkeiten, Edelsteine, Stoffe, Kunstwaaren, fertige Kleider, Bücher, Wasser, Puz, kurz alles Ersinnliche ist in den schönsten Laden hinter großen Scheiben ausgestellt, und das mit so wohlgefälligem Sinn, mit so feiner Anordnung, daß der Anblick wirklich reizend wird, und einen in dem wohlgestellten Ganzen manches zum Kaufen anlockt, was nachher aus dem Laden mitgenommen und einzeln einem viel geringer vorkommt. Alles hängt, liegt, und steht aber auch an den Scheiben, und sehr oft ist eben weiter nichts mehr, nie aber etwas Vorzüglicheres, in dem Laden, als was man von außen erblicken kann. Man braucht eine kleine Viertelstunde ehe man das längliche Viereck, welches diese Portiken, unter welchen die Laden sind, einschließen, völlig durchgangen ist. Zwischen diesen Kaufladen öffnen sich zahllose kleine Pforten, die theils Ausgänge auf die nahen Straßen sind, theils in die obern Stockwerke führen. Das Palais Royal ist eine ganze Welt für sich, ein Paris in Paris selbst, und man sagt, es gebe Leute genug, die darin geboren, erzogen und gestorben wären, darin geheirathet, Kinder bekommen und mannigfaltiges Geschäft geübt hätten, ohne jemals einen Schritt hinaus gethan zu haben. Diese gedrängte Vereinigung, die Fülle von Menschen und Sachen, und die ganze Einrichtung machen das Palais Royal zu einem in der That angenehmen, ja wichtigen Ort, und in Paris, unter Parisern gelangt das Kleinste, das in Hamburg oder Wien wohl gebraucht aber nicht mit Geschrei erhoben würde, über seinen eigenen Raum hinaus zu einer Art Dunstkreis der Bedeutung. Hier ist jede Säule, jede Wand hoch hinauf mit Anschlagzetteln, Ankündigungen aller Art, überklebt, die wohlfeilsten Mittagessen, und sichre Mittel gegen venerische

Übel, ein neues Schauspiel und die beste Stiefelwichse nachgewiesen, Ausrufer lassen ihre heisre Stimme durch das Getümmel schallen, und flüstern leise den Vorübergehenden zu, ob man nicht die *liste des jolies femmes* oder die *quarante manieres* kaufen wolle, am lautesten tönt die Stimme derer, die politische Bülletins colportiren, deren Inhalt sie oftmals so verstümmelt ankündigen, daß man ver=[75.]führt wird zu kaufen, und wunder was zu lesen glaubt, da es denn entweder eine alte Nachricht oder eine ganz unbedeutende ist. Alte Weiber theilen Adressen aus, deren man, ehe man sichs versieht, eine Anzahl in der Hand hält; auch Briefchen erhält man ~~[sieh]~~ auf solche Weise, worin eine unbekannte Dame, die einem etwas Wichtiges zu sagen hat, einen einladet, in dem und dem Hause sie aufzusuchen, und was dergleichen Wendungen mehr sind. Abends, wo alles prächtig erleuchtet ist, werden einem dergleichen Einladungen mündlich, ich möchte sagen handgreiflich, wiederholt von den zahllos herumstreifenden Lustdirnen gemacht, die wohl nirgends mit größerer Frechheit auftreten, und mit größerer Virtuosität in ihr Handwerk Ordnung und Regel bringen. Mir war ihr Anblick immer unbeschreiblich ekelhaft, besonders die grimassirende Freundlichkeit, mit der sie anlocken, und die der zurückstoßendsten Mißhandlung so gewohnt ist, daß sie nie außer Fassung kömmt. — Man erzählt von einem Hause im Palais Royal, das unten eine Restaurazion, darüber ein Spielhaus, noch höher eine Kupplerin mit ihren Mädchen, und endlich darüber einen Wundarzt beherberge; in einem andern soll man den Besuchenden auf eine äußerst seltsame Weise die Treppe hinaufleuchten; die Erfindungskraft der verdorbensten Menschen erschöpft hier alles Abgeschmackte, Verrückte und Scheusliche, um die lasterhaften Sinne aus ihrer Erstorbenheit durch neue Reize zu erwecken. — Von dem Gebäude selbst finde ich in den Handbüchern folgende Nachrichten. Der Cardinal Richelieu ließ im J. 1629 den Grund des Gebäudes legen, das nach ihm lange Zeit hieß. Er vermachte es Ludwig XIII, und als Ludwig XIV mit Anna von Österreich darin wohnte, erhielt es nun den Namen Palais Royal. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kam es an die Familie Orléans, der es noch 1794 gehörte. Der letzte Herzog von Orléans ließ im Jahr 1786 eine große Allée weghauen, und erbaute die Gallerieen, deren einzelne Parthieen zu großen Preisen vermietet wurden, unstreitig eine gute Speculazion, wenn er nur daurend den Vortheil davon hätte ziehen können; die Rückseite ~~[der Rue Richelieu und der Rue Vincennes]~~ der Häuser links in der Rue Richelieu, die sonst in den Garten des Palais Royal gesehn hatten, war nun verbaut, und diese Häuser, so wie die der ihr von der andern Seite korrespondirenden Straße machen jezt gleichsam eine Hülse um das Palais

Royal; der Garten inwendig ist nun zu einigen kleinen Rasenteppichen in der Mitte mit wenigem Gebüsch eingeschrumpft, das aber so wie die rechts und links mit den Portiken gleichlaufenden sechs Reihen junger Linden in dem schlechten Boden und der staubigen Luft nur kläglich fortkommt. Die Börse ist in dem Hauptgebäude das nach der Rue St. Honoré sieht, und das Theatre français schließt sich [~~links an gegen das~~] links an das Palais Royal [76.] an, wodurch der Zufluß von Menschen nach diesem natürlich ungemein befördert wird. — Der Garten ist 117 Toisen lang, und 50 Toisen breit. —

XXV.

Eine ganz vorzügliche Annehmlichkeit in Paris sind die Boulevards, die wie ein grünes Band den mittlern Theil der Stadt von den äußern Theilen abschließen, und einen Umkreis von mehr als sechstausend Toisen haben. Diese ehemaligen Stadtwälle, deren sonstige Bestimmung noch an ihrer hie und da gebliebenen Erhöhung sichtbar ist, sind mit vier Reihen hoher Bäume bepflanzt, die drei breite Alleen bilden, wovon die mittlere für Wagen und Reiter, die beiden zur Seite für Fußgänger bestimmt sind. Gleich hinter diesen sind Häuser, Kaufladen und Lustgärten, man vergißt nie daß man in einer Straße ist, und hat gleichwohl den Anblick des belebtesten Spazierganges. Die südlichen Boulevards, die freier, grüner, und gesunder sind, werden bei weitem weniger besucht, alles strömt zu den nördlichen, wohin sich Theater, Kaffehäuser, Restaurateurs, Gastwirth, Marktschreier, kleine Spiele, Gaukler und Handelsleute aller Art gedrängt haben. Gegen Abend wird es hier ungemein lebhaft, lange Reihen Stühle zu beiden Seiten der Fußgängerwege, oft doppelt und dreifach hintereinander sind von wohlgekleideten Menschen bedeckt, die vom Spaziergange hier betrachtend für wenige Sols ausruhen. Auf eine andere Weise, verworrener, und bewegter, sind die nahen, engen Umzäunungen der Kaffehäuser erfüllt, in der Mitte der Stuhlreihen zieht ein zahlloses Volk in dichtem Gewühl vorüber, während [~~die Haupt~~] der Fahrweg nicht leer wird von Kutschen, Cabriolets, Lastwagen und anderem Fuhrwerk, Reitern, und Trägern. Die feine Welt hatte sich die Gegend erwählt bei der Rue Cérutti, und hier, auf dem Boulevard des Italiens war der größte Zusammenfluß. Weiter hinauf nach der Porte St. Denys und St. Martin, wo die Boulevards noch breiter werden, fand man eine mittlere Klasse, und dieser gemäß wechseln auch die Anstalten zum Vergnügen, schlechter Cafés, geringere Speisehäuser, kleine Theater, Kunststücke unter freiem Himmel, Haufen Volks um einen Marktschreier versammelt, der mit unermüdlichem Geschrei, Schwulst und Plumpheit, die Hörer fesselt, das findet man hier. Hier und auf den Quais machte mir Paris am meisten den Eindruck einer

großen Stadt. Wären die Bäume grün, und ihre Zweige frei gewachsen, so könnte man keinen ergötzlicheren Anblick wünschen, aber die Blätter schmachten unter unendlichem Staub, der ihnen alle Frische benimmt, und unterwärts sieht man überall an den Bäumen die nachhelfende Scheere, um den Gängen ein mehr hallenartiges Ansehn zu geben, es fehlte nur noch, daß man auch die Wipfel ganz nach der Strenge beschnitte. Ich bin oftmals Abends wenn die Sonne zum Untergang sich neigte diesen Weg hinaufgegangen bis dahin wo der Boulevard sich allmählich erhöht, dann stand ich still, sah zurück, und der goldene Sonnenschein lag vor mir ausgebreitet und traf über die tiefer wühlenden Menschen hinweg in mein Auge. Die weite Strecke, nur endlich durch die Krümmung sich verlierend, vorwärts und rückwärts wogte in der buntesten [Wei] Bewegung, die Menschen, jeder nach seiner Art geschmückt, arbeiteten sich gleichgültig durcheinander fort, keiner um den andern bekümmert, jeder nur bemüht das Vergnügen zu er=[77.]haschen, oder vielleicht nur die Langeweile zu ertöden. Eigennuz, leere Selbstsucht, Betrug, Verführung, Hinterlist vereinzeln jeden inmitten dieser ungeheuren Menschenmasse, und das schwache Gebild einer leeren Civilisazion, die aus selbstischen Übereinkünften erzeugt ist, hält sie in einer äußerlichen Vereinigung. Mich jammerte, wenn ich bedachte, wie wenig dieses scheinvolle Leben in Liebe, Treue, Wahrheit und Tugend befestigt ist, das arme Volk, das so trübe in neblichten Träumen dahinglebt, denn Nebel sind seine Genüsse, und Nebel und Dunst sein Leben. Der wehmüthige Eindruck, den mir Paris machte, sprach in diesem glänzendsten Gewühl immer am lautesten zu mir, grade weil hier so gewaltige Versuche zu leben [mir] vor den Augen vorüberschweben. Die kleinen fröhlichen Theater, das friedliche Gaffen der Ruhenden, das wilde Gewirr von Getöse aller Art, Gemurmelt, Geschrei, Rasseln, Rufen, Rauschen, Klopfen der Arbeiter, Schnauben der Pferde, die zahllosen Bücher und Kupferstiche die zum Verkauf ausgestellt sind, Porzelaine, Vögel, die Karren, Wagen und Cabriolets, die Spiele aller Art, die Gärten, Blumen, und Früchte, alle Mannigfaltigkeit der Gegenstände scheint erschöpft, und nirgends kann man mit den Augen und den Gedanken ruhn, man müßte denn ein Pariser sein. Ich habe es selbst erfahren, es lebt sich ganz glatt unter diesen Dingen hin, man kann alle Tage ohne Langeweile da spazieren gehn, alle Abend die neuen und alten Wize der lebhaften Schauspiele anhören, man findet sich endlich ganz wohl dabei, und wird unwillkürlich dahin getrieben; aber diese rasende Zerstreuung zerstört den Geist, tödtet das Gemüth ab, untergräbt alle Gedanken, wandelt edle Neigungen in unedle um, und das höchste was aus dieser Faulheit, Nichtswürdigkeit und Dummheit her-

vorgeht, ist ein wiziger Einfall, der durch tausend Kontraste in dieser Welt mehr der Sprache als dem Menschen aufgedrungen wird. So gedeiht kein kräftiges Leben, so kein höheres Streben. Wie anders kamen mir darin die deutschen großen Städte vor! Was in Paris etwas taugt, zieht sich auch immer mehr oder weniger von diesem öffentlichen Leben zurück, und lebt in selbstgebildeten Kreisen. In den Diplomen, welche die Ritter der Ehrenlegion erhalten, sollen unter andern auch diese Worte stehn: der Stadt erwarte von ihnen *de préférer la noble poussière des camps au vain luxe de la grande ville*. — Auch bin ich nie gedankenloser gewesen, als während dieses in Paris verlebten Vierteljahrs, und habe nie weniger gethan. Erst jezt in der Entfernung, da die Einbildungskraft die Vergangenheit nur dichterisch betrachten kann, bricht hin und wieder aus den verlebten Tagen und vorbeigegangenen Gegenständen einiger Reiz hervor, der mich mit Lust darauf verweilen läßt. So gedenk' ich manchen späten Abends, da die menschenleeren Boulevards in ihrer großen Weite von Mondschein und ungeheuren Schatten durchschnitten, feierlich still dalagen, so [78.] manches sonnenhellen Nachmittags, da die bunte Welt wie nürnberger Spielzeug mich freundlich angesehen: aber ich gedenke daran als an Ausnahmen, und ohne die deutschen Freunde, die mir täglich Sinn und Lust in die Adern gossen, wären auch wohl diese mir nicht zu Theil geworden. — Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich eines Marktschreiers, der einen kleinen Tisch mit einigen Puppen aufstellte, durch einige schlechte Späße mit einem armseligen Pagliasso die Leute herbeizog, und dann anfang mit Nachdruck zu reden. Seine Stimme schien ehern, seine Worte eindringlich, und seine Haltung und Ton unverschämt erhaben und sicher. Er sprach mit Würde und Bedeutung von seiner Kunst Flecken auszumachen, theilte die Flecken sehr scharfsinnig in dreierlei Klassen ein, und handelte weitläufig in mancherlei gelehrten Frasen seine Mittel für jede Klasse ab. Sodann versicherte er stolz, er käme nicht alle Tage auf den Boulevard, er habe zu Hause genug zu thun, aber aus Menschengefühl wolle er ferner zweimal die Woche sich öffentlich mit seiner Kunst zeigen, von der sonst mancher Unglückliche vielleicht nichts erführe; *je pourrais aussi bien qu'un autre*, schloß er endlich, *prendre le nom pompeux de professeur de physique amusante, mais un homme comme moi dédaigne un titre vain et barbare, qui ne se trouve pas même dans les dictionnaires*. Man hörte ihm mit Ernst und Verwunderung zu, viele kauften von seinen Fleckkugeln, die das Stück zwei Sols kosteten, wer einen Flecken in seiner Kleidung hatte, konnte sich ihn gleich umsonst ausmachen lassen. Es kamen einige Gardisten herzu, sogleich behauptete er wie von ungefähr in seiner Rede, daß ein ganzes Regiment sich seiner Kugeln bedient

habe, und nahm, als er den Kaiser dabei nannte, ehrfurchtsvoll den Hut ab, *car, Messieurs*, setzte er hinzu, *quand on nomme Sa Majesté l'Empereur il faut toujours ôter son chapeau!* Niemand aber that es nach. — Ein anderer führte einen Jungen mit sich, dem die Haare bis auf die Fersen fielen, und verkaufte Pomade zur Beförderung des Haarwuchses, dazu erzählte er mit dramatischer Lebhaftigkeit, wie des Kommandanten von Luxemburg Töchterchen seine Haare bewundert habe, was sie zum Vater gesagt, daß dieser geantwortet, dieser Herr werde ihr eben solchen Haarwuchs verschaffen, und dergleichen mehr. Auch dieser redete sehr gut, und verkaufte viel. — Gaukler und Springer breiten auf dem Boden eine alte Decke aus, setzen einen Stuhl darauf, und machen in der Eil' ihre Kunststücke daher. Einen vortreflichen Gesichterschneider, der auch auf den Boulevards und in den Straßen sein Wesen trieb, hab ich nie zu sehn bekommen können. Mit der Dämmerung hören alle diese Sachen auf; die Geräthe werden zusammengepackt und nach Hause getragen, das Volk verläuft sich. Dagegen strömt jezt aus den nahegelegenen Gassen ein ganzes Heer von Freudenmädchen auf die Boulevards, ladet die Vorübergehenden ein, und wird immer frecher und aufdringender je mehr die Dunkelheit zunimmt, und ~~[und es später wird]~~ mit dem Späterwerden die Hoffnung des Gewinnstes sich verringert. Unglaublich ist es, wie frei man mit diesen Mädchen umgeht, man faßt sie nicht nur an, sondern man küßt sie öffentlich und nimt sie auf den Schooß, und scheut sich nicht die lautesten Scherze und Un=^[79.]züchtigkeiten vor hundert Zeugen vorzubringen. Auch sogar dekorirte Männer habe ich zu meinem Erstaunen sich mit dieser Schande entehren gesehn. Diese schamlose Liederlichkeit ist mir nur ekelhaft gewesen, und ich weiß nicht, wie sie für jemanden Reiz haben kann. Auch Mohrinnen waren unter diesen unglücklichen Geschöpfen, und sie schienen sehr gesucht. ~~[Wunderlich genug ist auch in diesen preisgegebenen Mädchen eine gewisse Galanterie.]~~ In diesem nicht unwichtigen Theil des Pariser Lebens sind die Einrichtungen mit mannigfacher Sorgfalt getroffen, und bis ins Kleinste durch Gebrauch und Herkommen ausgebildet und gesezmäßig gemacht, die unzähligen Schattirungen dieser Verhältnisse ließen sich in einem großen Buche kaum beschreiben.

XXVI.

Die Franzosen haben das Wirthshauswesen, das unter den Neuern an die Stelle der edlen Gastfreundschaft getreten ist, wohl auf den höchsten Gipfel der Ausbildung gebracht. Nicht allein, daß jeder Zweig der Bewirthung für sich abge sondert und also vollkommener verwaltet wird, Wohnung, Frühstück, Mittag-

essen etc. und daß wieder für einzelne Sachen, Kaffee, Eis, eigene Einrichtungen bestehn; auch alles das findet man wieder in einem größern Ganzen vereinigt, wie z.B. im Hotel de l'Empire, wo man in geschmackvollen Zimmern wohnt, frühstückt wie bei Tortoni, Eis bekommt wie bei Carchi, und zu Mittag isst wie bei Very oder Beauvilliers. Daß diese Einrichtung ungemein theuer ist, versteht sich von selbst; ja auch das Essen beim Restaurateur kömmt ziemlich hoch zu stehn, obgleich man auf einer Charte, die mehr als vierzig Gerichte verzeichnet, unter theuern und wohlfeilern das Aussuchen hat. Am öftersten habe ich bei Beauvilliers in der Rue de Richelieu, sehr oft auch bei Very im Garten der Tuileries gegessen, und diese beiden schienen mir die besten, doch auch die theuersten unter den Restaurateurs. Man ißt sehr gut, kann den besten Wein dabei trinken, und bezahlt nach der Charte. Die Einrichtung an kleinen Tischen abgesondert zu essen, ist für den Einzelnen sehr ungesellig, für kleine Gesellschaften, auch nur von zweien, aber sehr angenehm. Die Tafel der Wirthin, die im größten Puz unter Blumen und Früchten mit der Feder in der Hand die Aufsicht über die Bedienung führt, und die *carte payante* aufsetzt, ~~gibt~~ gewährt einen reizenden Anblick. Die französische Küche ist bekannt, doch hat sie jezt viele englische Gerichte, und weiß ein Beefsteak recht wohl zuzubereiten. Die herrlichsten Früchte sind in Paris zu haben, und um wohlfeilen Preis, obwohl die Restaurateurs sich gewiß das Doppelte und Dreifache des Marktpreises bezahlen lassen. Auch bei den Restaurateurs soll man die Abnahme der Bevölkerung und der Wohlhabenheit in Paris ungemein merken. Für die wenig Bemittelten hat sich die Erfindungskraft fast erschöpft in wohlfeilen Speiseanstalten, die doch weder der Vielheit der Gerichte, noch anderer Annehmlichkeiten entbehren dürfen. Täglich zeigen neue Anschlagzettel solche Mittagstische oder Frühstückstische an, wo man z. B. für 21 Sols [80.] sechs Schüsseln, so viel Brot als man will, und eine halbe Bouteille Wein haben soll, noch wohlfeilere reden bloß von Bier. Daß man aber überhaupt wohlfeil in Paris leben kann, ist nicht wahr, oder man müßte unter Leben das bloße sich von einem Tage auf den andern bringen verstehn, und sich so einrichten, wie ein Deutscher in diesem Sommer, der Unterstützung verlangte, und mit fünfzehn Sols täglich auskam, von denen er 6 Sols für Mittagessen, 3 für Abendbrot, 3 für Schlafstelle und 2 für Frühstück ausgab, so daß ihm noch ein Sols zu depensiren blieb; dagegen schlief er auch mit drei andern Kerls in Einem Bette, und die drei Kerls hätte ich sehn mögen, von denen jeder wieder mit dreien in Einem Bette schlief! So lebt man in Paris wie in Polen; was aber das eigentliche Pariser Leben betrifft, so kann man es nicht treffender in wenigen

Worten aussprechen, als der geistreiche Chamfort gethan. *Paris*, sagt er, *singulier pays, où il faut 30 sols pour dîner; quatre francs pour prendre l'air, 100 louis pour le superflu dans le nécessaire, et 400 louis pour n'avoir que le nécessaire dans le superflu.* — Die Cafés sind nicht wie bei uns in Deutschland mit Billards versehen, höchstens sieht man ein Brettspiel, und auch dieses nur in eigends durch den Gebrauch dazu geweihten, das Dammbrett hat sein eigenes Kaffehaus, wie die Zubereitung der Hammelfüße das besondere Auszeichnungsstück einer eigenen Restaurazion ist. Es ist eine Art von Unbilligkeit, daß das *Café de la Régence*, wo Filidor und J. J. Rousseau Schach spielten, nicht diesem Spiel gewidmet ist, sondern wegen der Liqueurs besucht wird, dagegen das *Café Valois* im Palais Royal das Schachbrett an sich gerissen hat. Die Zeitungen sind eine Hauptsache in diesen Kaffehäusern, geringere zeigen dies sogar an den Fenstern an, man liest sie sehr begierig, aber eine Pariser Zeitung ist auch ein ganz vorzügliches und zweckmäßiges Ding, sie ist ~~sieht ist~~ durch ihre literarischen Artikel zugleich eine Art Literaturzeitung, und die Feuilletons mit ihren Theaternachrichten pflegen in der That sehr unterhaltend zu sein, sie sind den Parisern jezt wichtiger, als die politischen Nachrichten, deren Einseitigkeit und Magerkeit da um so auffallender werden, wo man der freiesten und vielfachsten Berichte und Urtheile so viele Jahre gewohnt war. Ich habe mich oft gewundert, daß in Paris und überhaupt in Frankreich die Art der Schriftstellerei so ganz fehlt, die bei uns in hundert politischen Monatschriften lebt, und bei allem Unglück, das uns arm gemacht und vielen alle Hoffnung auf politische Veränderungen, wie sie sie wünschen, genommen hat, dennoch täglich zunimt. Der gegenwärtige Zwang erklärt ~~dies~~ nicht ganz diesen Mangel in Paris; aber es ist zum Theil der unkritische, unhistorische Sinn des Volkes daran Schuld, dem nur das Neueste, nur das Heutige wichtig ist, während den deutschen Bürger, Prediger, Kaufmann, Landwirth, Offizier und Hofrath noch heute ein nachträglicher Aufschluß über den Verlust der Schlacht von Jena, oder eine vorjährige Unruhe in Ostindien ungemein anzieht, und er überall das Wahre und das Richtige an der Sache gern einsehn will, eine Eigenschaft die wohl nicht an ihm getadelt werden darf. [81.] In Frankreich können auch schwerlich solche Tageblätter wie das Morgenblatt, die Zeitung für die elegante Welt u. dgl. aufkommen, in denen eine Anzahl geringer Schriftsteller für eben so geringe Leser aus allen Wissenschaften und Künsten fette Brocken oberflächlich zubereitet, und genießbar, wenn gleich nicht verdaulich macht, und über Theater, Geselligkeit und andere örtliche Gegenstände von Zeit zu Zeit wahre oder falsche Klatschereien drucken läßt: in Frankreich ist an und für sich selbst alle Wissenschaft und Kunst

im Prinzip schon oberflächlich, und daher allgemein genießbar, und wer abstrakte Gegenstände aufs neue populär vortragen wollte, würde durch die verehrten Muster Fontenelle's, *sur la pluralité des mondes*, und Voltaire's, *les élémens de Newton*, die nur ein großes Talent übertreffen könnte, schon im Beginn abgeschreckt. Was aber die Klatschereien aus andern Städten betrifft, so würde sich der Pariser für eine Schande rechnen, wenn er sich um das, was in den Städten der Provinz oder auch in fremden Hauptstädten vorgeht, jemals bekümmern sollte. Gewiß, diese Blätter sind eine Schande unserer Literatur, aber sie sezen doch etwas Tiefes voraus, und in dieser Rücksicht kann es den Franzosen immer noch zum Vorwurf gereichen, daß sie dieser Schande nicht fähig sind. Lobenswerth dagegen ist die allgemeine Theilnahme, die ganz Paris für literarische Erzeugnisse von jeher gehabt, und noch erst in diesem Sommer auf die lebhafteste, thätigste Weise gezeigt hat, als die Jury des Instituts ihren Bericht wegen der zehnjährigen Preise abstattete, von denen ich später reden werde. Die Zeitungen waren mit Angriffen und Vertheidigungen angefüllt, Wiz und ernsthafte Gründlichkeit wetteiferten in beiden, und man las, hörte, und sah nichts anders. Die Cafés waren von jeher der Aufenthalt armer Autoren, und *le Caveau* ist noch berühmt wegen Piron, Fontenelle und Andern, die sich Abends dort zu versammeln pflegten. Hieher gehört eine kleine Geschichte, die mir im *Café de Valois* begegnete, wo man zu frühstücken pflegt. Ich ging mit Chamisso und einem seiner Bekannten, wo ich nicht irre ein Mitverfasser an den Stücken für das Theatre des Variétés, im Palais Royal spazieren, und es wandelte uns in der großen Hize die Lust zu Erdbeeren an, ehe wir aber noch uns besinnen konnten, wo wir deren bekommen ~~[könnten]~~ würden, sehen wir sehr schöne in obbenanntem Café am Fenster stehn. Wir gingen hinein, und forderten Erdberen; der *garçon* brachte uns drei Couverts, und deckte für uns auf, als wir aber außer den Erdbeeren und Wein nichts verlangten, ließ er sich gefallen und ging weg. Der Erdbeeren, die bloß zum Nachtsch bestimmt waren auf ein tüchtiges Frühstück, waren wenige, wir forderten mehr, und erhielten sie, aber in wenig Minuten hieß es wieder: [82.] *garçon! encore des fraises!* und wir erhielten sie abermals; als wir aber zum viertenmal begehrten hatten wir schon den ganzen Vorrath aufgezehrt, den Nachtsch von dreien Frühstücken, und wir hörten draußen den *garçon* mit wehklagender Ungeduld sagen: *Mon Dieu! ils demandent encore des fraises!* worauf ~~[jener]~~ der Herr ernsthaft erwiederte: *Eh bien! on leur en va apporter.* Nun waren wir ins Lachen gerathen, und als wir die vierte Schüssel voll verzehrt hatten, dachten wir dem *garçon* zu Liebe noch eine fünfte zu verzehren. Mit aller Gelassenheit und Unbefangenheit wurde sie von mir

bestellt, damit der Zorn des *garçons* desto lebhafter abstechen möchte. Dieser aber mit dem Ausdruck der Verwunderung, die sich im Unbegreiflichen zu fassen sucht, erwiderte mit unnachahmlichen Tone: *j'y consens!* und wir erhielten richtig die fünfte Ladung. Ich glaube dieses *j'y consens!* konnte nur ein Pariser *garçon* unter diesen Umständen erfinden, um fein, witzig und doch ehrerbietig zu sein, und es stehe hier als ächt parisisch! Bei dieser Gelegenheit sei hier eine kräftige Antwort aufbewahrt, die mir im vorigen Winter ein Kellner im Gasthof zum Erzherzog Karl in Wien gab. Dieser Mensch hatte ein blutrünstiges Auge, wodurch sein sonst gutes Gesicht entstellt war. Ich fragte: Was ist denn das? — Ich habe mich gestoßen, war die Antwort. — Hat das nicht, fragte ich zweifelnd weiter, eine Faust gemacht? — Dann hätten Sie gehört, versetzte er lebhaft, daß einer sei erstochen worden. — Ich frage ob jemals ein Kellner etwas Besseres gesagt hat?

XXVII.

Was in den alten Staaten Sache des gemeinen Wesens und der Religion war, ist unter uns die Unternehmung der Gewinnsucht von Einzelnen geworden, und [~~fängt~~] gehört mit den Café's, Bierhäusern und mit den geringsten Kneipen in Eine Klasse. Von dem Theater werde ich später reden, mich hat immer verdrossen Geld dafür auszugeben, und dagegen die Veranstaltung mancher Regierungen, die z. B. den Offizieren den Eintritt ins Schauspielhaus wo nicht ganz frei giebt, doch wenigstens erleichtert, als eine schöne Freisinnigkeit gefeiert, die nur in größter Ausdehnung statt finden sollte. Aber auch Feste, wie sie sonst nur Könige, wenn Könige sie besuchten, geben mochten, sind jezt in den großen Städten durch eine höhere Art Gastwirthen stationär geworden. Eine der glänzendsten Einrichtungen dieser Art ist unstreitig Tivoli, ein großer Garten in Paris, wo wöchentlich zweimal durch die Vereinigung aller möglichen Lustbarkeiten ein Fest gegeben wird, dem nichts fehlt als Fröhlichkeit. Die *fêtes extraordinaires* fallen auch nicht selten, an denen der Eintrittspreis um ein geringes erhöht wird. Der Garten, der bei Tage nur mäßig groß erscheint, macht in seiner nächtlichen Beleuchtung den Eindruck eines ungeheuren Raums, dessen Grenzen in der allgemeinen Finsterniß der verbreiteten Nacht verschwimmen; die Anordnung ist überdies so geschickt, daß überall Fülle und Mannigfaltigkeit die Augen fesseln. Gleich am Eingange findet man zahllose Blumen in Beeten und in Töpfen und eine große Menge Orangen=^[83.]bäume, [~~daß man~~] ein so reizender Anblick, daß man nicht weiß, ob mehr dieses traumartige Aussehn der beleuchteten Vegetazion, oder der Strom von hundertfältigen Düften, die

in stets verändertem Gemisch einem entgegenwehen, den Eindruck einer feenhaften Bezauberung machen, während man erwartungsvoll den größern Wirkungen und der rauschenden Musik entgegengeht. Ehe man zu dieser kömmt findet man optische Spielereien, Gesichterschneider, Taschenspieler etc. künstliche Erleuchtungen, Allegorien, und was sonst die erfindungsreiche Einbildungskraft dem Augenblick Abwechselndes zu geben hat. Auf einem freien Plaze wird getanzt, doch meist nur von dem geringern Volke, wenn Wohlhabenheit ihm an diesen kostbareren Vergnügungen Theil zu nehmen erlaubt; im Ganzen ist mehr elegante Welt hier versammelt. Wenn alles dies eine Weile gedauert, und man sich in den erleuchteten Alleen auf und ab gedrängt, oder Erfrischungen genossen hat, eilt alles zu den Sizen, die vor einem erhöhten Schauplaz errichtet sind, und man erstaunt über die Fülle von Menschen, die man jezt Kopf an Kopf beisammen sieht. Die Seiltänzer beginnen ihre kunstreichen und gefahrvollen Stücke, und diese hier sind so geschickt, ihre Bewegungen so voll Anmuth, ihre Wendungen so mannigfaltig, daß man sehr blasirt sein muß, um ihnen nicht mit Vergnügen zuzusehn. Außer Furioso und seiner Gesellschaft habe ich nie geschicktere Seiltänzer gesehn, und diese luftigen Sprünge unter freiem Sternenhimmel, bei wechselndem Lichterscheine, der hell auf die Gestalten fällt, ~~[welcher]~~ machen einen ganz andern Eindruck als auf dem düstern Theater; die in ihrem Lichtkreis gegen den Himmel schwebenden Gestalten haben in der That etwas zauberisches, und man verliert die peinigende Angst, die sonst bei diesen kühnen Künsten das Vergnügen begleitet, weil man nicht denkt, daß solche magische Bewegungen verunglücken könnten. Diese Kunststücke geschehn zwischen den hohen Gerüsten des folgenden Feuerwerks, von denen das eine im Rücken der Zuschauer, das andere vor ihnen aufgerichtet steht. Ein langes Seil steigt in schräger Richtung zu einer außerordentlichen Höhe zu dem vordersten Gerüst hinauf, und inmitten des tausendfachen Feuerspiels steigt Madame Sachi, in jeder Hand eine Fahne, die sie mit Anmuth auf und niederschwingt, zu dieser Höhe hinauf, schwebt auf dem Seile, bald ruhend, bald fortschreitend, ohne andere Hülfe als die ihrer Fahnen, mit denen sie das Gleichgewicht zu erhalten sucht, und blickt siegreich wie aus den Wolken auf die Menge unten herab, während das ganze Gerüste, woran das Seil befestigt ~~[steht]~~ ist, in Feuer steht, und mit fürchterlichem Krachen Feuer aller Art auswirft, daß die kühne Künstlerin, im Donner, Bliz und Dampf unerschüttert, wie eine himmlische Erscheinung herab zu kommen scheint. Dieser Anblick hat mich jedesmal, [84.] ganz bezaubert; man kann nichts Anmutigeres sehn. Mit dem Feuerwerk, das meist eine eigene Bedeutung

hat, z.B. den Ausbruch des Vesuvs, und an dem nichts gespart wird, um es neu und glänzend zu machen, ist das Fest beschlossen, man geht nach Hause, aber noch am Ausgange wird man von italienischen Sängern, die im Dunkel eines buschigen Hügels zur Gitarre singen, zum Abschiede begrüßt. Man könnte wirklich fragen, ob nicht noch ein besonderes Amusement für den Augenblick, daß man in den Wagen einsteigt, ausgedacht und bestellt sei? Jedes Winkeln, jedes Zeitchen soll diesen Zeitvertreibsüchtigen Parisern ein eigenes Vergnügen darbringen! Was zeigen diese vervielfältigten Einrichtungen, diese Klaubereien, daß ich mich des Ausdrucks bediene, des Vergnügens an? Daß es überall fehlt, und das ist zum Erschrecken wahr! Die fürchterlichste Langeweile, Leerheit, kurz den Tod zu vermeiden sind alle diese Anstalten getroffen, dem Gewissen zu entfliehen und dem Gefühl der elendesten Nichtigkeit. Ich habe in Tivoli kein fröhliches Gesicht gesehn; diese Lustigkeit erschreckt wie das Lachen der Freier in der Odyssee den Kundigen, und das tiefste Mitleid ergreift jeden der bedenkt, wie diese Menschen dahinleben ohne je eine der göttlichen Gaben, die der Menschheit verliehen sind, und die von dem Irdischen unabhängig auf dem Schafot[t] wie auf dem Thron dieselben bleiben, auch nur von fern zu ahnden. Ich bin nur an dreien Abenden in diesem Garten gewesen, und nie aus eigenem Antrieb; aber wie kann auch selbst dem fantasie reichsten Geiste, und dem unschuldigsten Kinde, die doch ~~[unter allen Mitgeschöpfen]~~ für das Vergnügen am empfänglichsten sind, ein beinahe tägliches Feuerwerk, tägliches Beleuchten und tägliches Ansehn von Kunststücken einigen Reiz behalten? Das Schöne und Himmlische allein nutzt sich nie ab, ist ewig wünschenswerth, und gewinnt bei jeder Betrachtung, alles andere giebt freudenlose Sättigung.

XXVIII.

Der vormahlige Pallast Luxemburg heißt jezt der Pallast des Senats, der sich darin zu versammeln pflegt. Es ist ein schönes, großes Gebäude, von Jakob Debrosse auf Befehl der Königin Maria von Medici, Wittve Heinrichs IV, aufgeführt, nach dem Muster des großherzoglichen Pallastes Pitti in Florenz. Die Königin hatte den Plaz von dem Herzog von Luxemburg angekauft, dessen Hotel und Gärten dort waren, daher der Name geblieben ist. Der Garten steht den Spaziergängern offen, es ist aber nichts besonderes daran, die Vegetazion leidet auch hier, wie in ganz Paris. Man sagt, es versammelten sich mehr ernsthafte und ehrbare Leute hier, die das Gewühl und Geräusch vermeiden. Maria von Medicis, um ihren neuen Pallast auszuschmücken ließ im Jahr 1620 den

Peter Paul Rubens nach Paris kommen, um die Begebenheiten ihres Lebens in einer Folge von Bildern darzustellen; Rubens brachte fünf Jahre darauf zwei und zwanzig Bilder selbst nach Paris, und malte dort noch zwei dazu. In der Revolution waren diese Bilder zerstreut worden, einige sah man auf dem Nationalmuseum, andre fehlten ganz, jetzt sind alle vier und [85.] zwanzig wieder da vereinigt, wo sie in aller Rücksicht hingehören. Sie sind ein schönes geschichtliches Denkmal, das durch den Ort seiner Aufstellung an Bedeutung gewinnt. Man hat sich erschöpft in Lobeserhebungen dieser Reihe von Gemälden, die man sehr häufig das Gedicht des Rubens, ja Wallraf neulich sogar ein Epos genannt hat. Seine Erfindungskraft, gelehrte Einsicht, Kühnheit und Fülle sind in der That bewunderungswerth in diesen Gemälden, und wer ihn studiren will, darf seinen Geist und seine Kunst hier mehr noch als in andern Werken zu finden hoffen. Mir haben sie nicht gefallen, und das Urtheil, was ich früher über diesen außerordentlichen Mann fällen mußte, nicht verändert. Von Rafael befindet sich eine heilige Familie hier, die ehemals in dem Pallast Pitti zu Florenz war, von einigen aber für ein Werk des Andrea del Sarto gehalten wird. Von Tizian, Champagne, Ruisdael, Rembrandt, Ostade sind einzelne Stücke hier aufgestellt, wahrscheinlich soll diese Gallerie in der Folge noch vermehrt werden, sonst wäre es Schade, diese Bilder hier so vereinzelt zu sehn, wo sie von den großen Reihen des Rubens, Lesueur und Vernet fast erdrückt werden. Von Lesueur sind in einem besondern Saale vier und zwanzig Bilder, das Leben des H. Bruno und die Gründung des Karthäuserordens, die er im Jahr 1648 auf Befehl der Königin Mutter zur Ausschmückung des Karthäuserklosters in Paris zu malen anfang, und nach drei Jahren vollendete, wobei ihn jedoch seine drei Brüder und einige Schüler unterstützten. Sie haben sehr gelitten, besonders bei der Übertragung von Holz auf Leinwand, die man sehr ungeschickt mit ihnen vorgenommen hat. Nachdem sie im J. 1776 der *Ordonnateur des bâtimens* den armen Karthäusern unter dem Versprechen, das Gewölbe ihrer Kirche ausbessern zu lassen (was nie geschah), abgeschwazt, und in den Louvre gebracht hatte, sind sie viel herumgeschleppt worden. Es thut einem wohl, nach der rohen Kraft der Wirklichkeit des Rubens bei dem sanften, frommen Lesueur zu verweilen, der die Unruhe, die jener aufgeregt hat, wieder besänftigt. Ein anderer Saal enthält die berühmte *Marine* des Vernet, die Ansicht der französischen Seehäfen in fünfzehn Bildern. Vernet, der erst 1789 starb, hat sich zwar lange Jahre in Italien aufgehalten, aber ohne daß er darum besser geworden wäre. Die Eitelkeit und Ruhmsucht der Franzosen hat ihn weit und breit bekannt gemacht; ich finde seine Darstellungen trocken (bei Seehäfen Trockenheit ist

freilich schlimm!) leer und todt, ob er in dem Technischen Verdienst hat, kann ich nicht beurtheilen. Den ungebildeten Sinn trifft er meist gewaltig, sein Mondschein, seine Nacht, sein Wasser haben eine affektirte Natürlichkeit, die Vielen für die Natur gilt und so sehr behagt. Diese Marine des Vernet hat ein äußerst glückliches Geschichtchen ~~[erzählt]~~ veranlaßt, das Chamfort erzählt, und den König Ludwig XV. in seiner vollsten Unköniglichkeit zeigt; der König ließ sich von einem Maler la Tour malen, und dieser schwatzte während seiner Arbeit mancherlei mit [86.] dem König, der es sich schien gefallen zu lassen. Latour, der von Natur ziemlich keck war und sich aufgemuntert sah, trieb die Verwegenheit so weit, dem König zu sagen: Eigentlich, Sire, haben Sie gar keine Marine. Der König antwortete trocken: Was sagt Ihr da? und Vernet denn? — Von David sind auch zwei Bilder hier, das eine, Brutus, ist ein Muster von Abscheulichkeit, wir mußten hart lachen so oft wir daran dachten, der Kerl sieht aus, als ob man ihn aus dem Koth gezogen und mit einer Tracht Prügel fortgeschickt hätte. Der Schwur der Horazier ist auch lächerlich, gespannt und geziert, ohne Farbe, wie von der tragischen Bühne kopiert. — Wir besuchten noch, ehe wir den Pallast des Senats verließen, den Thronsaal, wo der Senat sich versammelt, und bisweilen der Kaiser selbst den Vorsitz führt; man steigt eine schöne Treppe hinauf, durch mehrere elegante Zimmer zu jenem Saal, wo schöne Lehnstühle dem Thron gegenüber amfitheatralisch im Halbkreise stehn, ziemlich eng und kleinlich sieht der Raum aus, das einzige Imposante, das uns zugleich schmerzlich weh thun mußte, waren die an den Wänden aufgesteckten zahlreichen österreichischen Fahnen. Von den Marmorbildern, die hin und wieder in diesen Sälen vertheilt sind, ist nicht viel Gutes zu sagen. Die Bildsäulen der Generale Kleber, Hoche, Desaix, Marceau etc. der Redner Mirabeau, Vergniaux etc. stehn auf jener Treppe, und sehn gar nicht gut aus, der Fürst von Dessau im Lustgarten zu Berlin übertrifft sie alle. An dem Tage da wir den Palast besahen, war eben Sizung gewesen, wir fanden im Thronsaale die Lehnstühle noch warm; die Schildwache wollte uns anfangs nicht hinauflassen, sondern fuhr uns hart an, ich ließ mich aber nicht irre machen, er behauptete, man dürfe heute nicht zugelassen werden, ich fragte bloß trocken wie man es anfangen müßte, um doch hinaufzukommen, und da wies er uns plötzlich den Weg zum Concierge, und gab uns die beste Anleitung. Wie soll man dieses Umschlagen bei den gemeinen Leuten erklären? Es ist die Verrücktheit der Einfalt, und die lächerlichste Verkehrtheit, erst wichtig die Gründe der Unmöglichkeit aufstellen, und dann ohne jene zurückzunehmen die Möglichkeit zu zeigen. Damit ihr sehet, daß bei uns Deutschen es keineswegs an dieser Wendung

fehlt, sehe ich hierher ein Gespräch, das wörtlich so im Sommer 1808 in Berlin unter den Linden, als ich Nachts nach Hause ging, und beim Schloß getrommelt wurde, weshalb ich einen Augenblick still stand, vorgefallen ist. Eine Patrouille von der Nationalgarde stürzte plötzlich auf mich los, umringte mich, und der Unteroffizier fragte ganz wild: Halt! Wer da? Halt! — Ich. Gut Freund! — Unt. Wer sind Sie? — Ich. Student. —

Unt. Was? Student? wie, ein Student?

Ich: Ja, ein Mediziner.

Unt. So! ein Mediziner! Was machen sie dann aber so spät auf der Straße?

Ich. Ich gehe nach Hause. Aber sagen Sie mir doch, Sie kommen ja dorthier, was bedeutet denn das Trommeln und das Geschrei beim Schlosse?

Unt. Nun, es marschiren Regimenter aus. Also ein Mediziner! Hm, hören Sie mal, das kommt mir doch verdächtig vor. Ein ordentlicher Mensch, ein Gelehrter, noch so spät auf der Straße? das ist nimmermehr richtig! Wo kommen [87.] Sie her?

Ich. (lachend) Ich komme aus Gesellschaft. Ist Ihnen das noch nicht vorgekommen? Oder ist etwa seit heute verboten, daß man zu jeder Stunde auf der Straße sein darf?

Unt. Ja, man darf wohl auf der Straße sein! aber das ist doch etwas sonderbar hier mit Ihnen!

Ein Nationalgardist. Ha! Wie sie sich doch alle so fremd anstellen!

Unt. Wir müssen das doch ein bischen untersuchen! Also ein Mediziner?

Ich. Ja, (lange Pause).

Unt. (hizig) Wissen Sie, Herr, daß ich sie gleich nach der Wache führen kann? Ich habe das Recht jeden, der mir verdächtig vorkömmt zu arretiren!

Ich. Das glaub' ich wohl.

Unt. Und wenn Sie nicht der sind, für den sie sich ausgeben, so haben Sie morgen einen schlimmen Stand. Denn so ist die Einrichtung!

Ich. Der bin ich aber. (Nun dachte ich würde die Untersuchung ergehen, man würde meine Fremdenkarte sehn wollen, nach meiner Wohnung fragen etc. Keineswegs: nach einer kleinen Pause schlug mir der Unteroffizier auf die Schulter, und sagte zutraulich und rasch:)]

Unt. Ich will Ihnen was sagen! Ihnen kann kein Mensch was thun; gehen Sie ruhig nach Hause; ich sage Ihnen, Sie haben nichts zu riskiren!

Ich. Sehr wohl!

Unt. Gute Nacht, mein Herr!

Und alle Nazionalgardisten wünschten mir gute Nacht. Ich aber ging verwundet nach Hause.

XXIX.

Nicht der Ausländer allein, der Deutsche und Italiener, der Holländer und auch schon der Spanier, muß wehmüthig die Blicke abwenden, wenn er in Paris die theuersten Denkmähler seiner vaterländischen Geschichte und Kunst versammelt sieht: auch dem Franzosen selbst ist dieses traurige Gefühl bereitet, und auch ihm muß die glänzende Hauptstadt wie ein allverschlingendes Ungeheuer erscheinen. In dem ehemaligen Kloster *des petits-Augustins*, das Margaretha von Valois im Jahr 1609 stiftete, befindet sich das *Musée des Monumens françois*, eine Sammlung aller möglichen Denkmäler aus ganz Frankreich, die seit frühen Jahrhunderten andächtige Liebe und fromme Kunst in den heiligen Räumen der Kirchen den kommenden Geschlechtern aufgestellt hatte, und deren ein großer Theil in den Stürmen der Revoluzion untergegangen ist. In dieser letzten Zeit hatte eine kleine Anzahl Männer, die es mit ihrem Volke und mit der Kunst redlich meinten, die größte Mühe, diese Werke und Zeichen der Vergangenheit zu retten, und eine unglaubliche Menge ist gleichwohl untergegangen, theils aus Mangel an Aufmerksamkeit, theils aus blinder Zerstörungswut. Insofern dieses Sammeln die kostbarsten und kunstreichen Denkmäler erhal=[88.] halten hat, verzeiht man es noch bei diesen Werken am meisten, daß sie gesammelt sind; aber wie soll es einem nicht weh thun, der Andacht ihre Heiligthümer, Grabmäler und religiöse Darstellungen von den geweihten Orten an die profane Stelle geraubt und versetzt, den geschichtlichen Denkzeichen ihre Bedeutung und lebendige Wirkung geraubt, und den schweren Grabstein an einem andern Plaze zu sehn mit seinem ruhenden Steinbild, als wo die Gebeine dessen ruhen, den es vorstellt? Zu einer Merkwürdigkeit ist alles herabgewürdigt, und das historische Leben in diesen herrlichen Gebilden durch Einregistrierung unter die Nummern eines Katalogs getödtet. Man glaubt die Überbleibsel eines längst untergegangenen Volkes allein könnten so gesammelt werden, dessen Glaube dem unsrigen unheilig und oft ein Gespötte, dessen Liebe uns gleichgültig, und dessen Geschlechter und Ruhm und Größe mit der unsrigen in keinem Zusammenhange [~~steht~~] stehn: aber nein! die Grabmäler seiner Könige, Helden und Staatsmänner sieht dieses noch lebende Volk aus seiner Geschichte herausgeworfen durch seine eignen Frevel, und sich durch eine Lücke, die keine nachfolgende Bemühung weder eines selbstsüchtigen Herrschers, noch eines gottlosen Pöbels auszufüllen vermag, von dem liebevollen Gange der Natur, die in unverkennbarer Folge Geschlecht aus Geschlecht in die neueste Zeit herabführt, und der edlen Rückbeziehung der Geschichte abgetrennt! — Die Denkmäler sind in verschiedenen Hallen nach Jahrhun-

derten in sorgfältiger Ordnung aufgestellt, und die Verzierungen der Hallen, der Fußboden, die Decke, die Fenster, so viel es sich thun ließ jedesmal im Geschmacke und im Geiste des Jahrhunderts, dessen Denkmäler sie enthalten; sehr oft, wo der Ort es ohne Gefahr der Beschädigung und des abgenutzt werdens es zuließ, sieht man die wirklichen alten Fensterscheiben und Glasmalereien, Wandverzierungen, und Steine des Fußbodens an ihren gehörigen Stellen angebracht. Diese Einrichtung ist sehr sinnvoll, man erkennt, daß Liebe hier gewaltet hat. Man verdankt sie dem Alexandre Lenoir, dem Verwalter dieser Sammlung, der überhaupt um dieselbe die größten Verdienste hat. Es ist etwas besonders Ehrwürdiges und Feierliches was das Gemüth aus den alten Bildwerken anspricht, es ist nicht nur die Bedeutung und ihre ehemalige heilige Stelle, sondern es ist der Geist der Kunst selbst, die sie hervorgebracht hat. Die Marmorbilder des Mittelalters haben alle ein Bestreben zur Baukunst, und die, in denen dieses Streben am meisten hervorbricht, sind unstreitig die besten. Die größte Fülle von Verzierungen, Tiefe des Gedankens, und unnachahmliche Künstlichkeit im Detail zeichnet die Bildhauerkunst jener Zeit aus. Frommer Sinn, bürgerliche Kraft und Tüchtigkeit, Ernst des Lebens und Freudigkeit finden sich in allen Kunstwerken der Zeiten, die der letzten modernen Gestaltung der Geschichte vorhergingen. Vorzüglich merkwürdig ist die Bildhauerkunst in ihrem eigenen, von dem der göttlichen griechischen Kunst so verschiedenen, und keineswegs verwerflichen Charakter. Ihre Ausbildung hatte ich nie so hoch geträumt, als ich sie in dieser Sammlung bei sehr vielen Stücken fand, und am wenigsten konnte ich von Franzosen so Vortreffliches erwarten. Doch ist es wahr, die Nationen waren damals in den Künsten, wie in Glauben und Sitten eins, und alle trugen viel Großes und Schönes zu der Einen Bildung bei, statt daß nachher jedes europäische Volk sich in der abgesonderten eigenen Weise auszubilden fortfuhr. Ich denke an Wilhelm Schlegels herrliche Stenzen: Eins war Europa in den großen Zeiten u.s.w. Doch möchte ich Gelegenheit haben, viel altdeutsche Bildhauerwerke zu sehn, [um] die gewiß diesen altfranzösischen an Kunstwerth überlegen sein müssen, da ja ohnedies die verwandte Baukunst von den Deutschen ausging. Ich weiß nicht, ob schon jemand es gesagt hat, daß die eigene Bildhauerkunst der Neuern, die nämlich nicht nur das Antike nachahmt, ein tiefes Streben zur Baukunst offenbart, mir gab es die Anschauung unbemerkt, und erst jezt beim Schreiben werd ich mir dessen bewußt. Als Beleg füge ich hier die Beschreibung einiger solcher Werke bei, wie sie in Lenoirs ausführlichem Verzeichniß

steht, das mit vieler Gelehrsamkeit und Genauigkeit abgefaßt ist. Die drei gewählten Denkmäler gehören zu den vortrefflichsten und größten der ganzen Sammlung.

„No. 94. Grabmal Ludwig XII, gestorben im Jahr 1515, und Anna's von Bretagne, in weißem Marmor ausgeführt von Paul Ponce Trebati, der gegen das Jahr 1500 nach Frankreich kam. Dieses schöne Denkmal, auf Befehl Franz I. in der Abtei St. Denis erbaut, erhob sich über einer Gruft, welche die Leichen Ludwigs XII. und Anna's von Bretagne einschloß. Obgleich dieses prächtige Werk in einem gothischen Geschmack ist, so bemerkt man doch daran köstliche Details, und einen großen Charakter der Zeichnung. Die Bildsäulen Ludwigs XII und Anna's von Bretagne, als todt dargestellt, sind von gelehrter und bedachter Ausführung. Die Öffnungen, die man auf dem Unterleibe dieser beiden Bilder sieht, sind die Zeichen der Einbalsamierung, und nicht, wie einige Schriftsteller gesagt haben, der Fäulniß. Diese Körper, zum Schauern wahr in dem Ausdruck der Abgestorbenheit, sind auf ein Kenotaf von vortrefflichem Geschmack gelegt, und umgeben von zwölf Arkaden, die mit den gewähltesten Arabesken geziert sind, welches mit dem Widerwärtigen des Todes den vollkommensten Gegensatz bildet. In diesen Arkaden sind die zwölf Apostel angebracht, die in schönem Stil und in glücklichen Stellungen gearbeitet sind. Die vier Kardinaltugenden in übernatürlicher Größe, waren auf den Ecken des Denkmals. Das Ganze steht auf einem Untersatz, der die reichsten und schön gearbeiteten Bas=[90.]reliefs enthält, worauf die durch die Franzosen in Italien gelieferten Schlachten abgebildet sind, der siegreiche Einzug Ludwig XII. in Genua, und vorzüglich die Schlacht von Agnadel. In der Revolution sind [auf] an diesem Bildwerk einige Köpfe, Nasen, Arme und Hände abgeschlagen worden. Ein Theil des Ganzen soll zu Tours von dem Bildhauer Jean Juste verfertigt worden sein, die Figuren aber zu Paris von Paul Ponce.“

„No. 99. Grabkapelle, in der man das Grabmal Franz I. sieht, gestorben im Jahr 1547. Dieses Denkmal ist ganz von weißem Marmor, und [wurde] nach den Zeichnungen Filiberts de Lorme, Abts von Jvry, es wurde in der Abtei St. Denys im Jahr 1550 aufgerichtet. Franz I. und Claude von Frankreich, seine Gemahlin, sind darauf als Leichen abgebildet, in übernatürlicher Größe, und mit der größten Erhabenheit und gründlichsten Kenntniß der Anatomie ausgeführt. Sie liegen auf einer Erhöhung, die mit einem Fries in Relief geziert ist, die Schlachten von Marignano und von Cerisoles vorstellend. Man sieht darauf die damalige

Gestalt der Kanonen, der Rüstungen und Kleider. Ein großes Gewölbe, aus Arabesken und Basreliefs, die Germain Pilon ausgeführt hat, zusammengesetzt, stellt Genien dar, welche die Lebensfackel auslöschten. Die Unsterblichkeit der Seele, sinnreich ausgedrückt durch die Allegorie Jesu Christi, des Besiegers der Finsterniß, und die vier Profeten der Apokalypse, umhüllen diese beiden Figuren. Sechzehn gestreifte Säulen von ionischer Ordnung tragen das Gesims, über welchem fünf Figuren aus weißem Marmor stehn, nämlich, Franz I. und Claude seine Gemahlin, beide in Hofkleidern auf den Knien betend; dann gleichfalls auf den Knien ihre drei Kinder, Franz der Dauphin, Charles Herzog von Orleans, und Charlotte de France.[“]

„No. 102. Das Grabmal der Valois, mit zwölf Säulen und zwölf Pilaster von dunkelblauem Marmor geziert, ist nach den Zeichnungen des Primatice ausgeführt, ist 14 Fuß hoch, 10 breit, und 12 1/2 lang. Auf den Ecken sieht man vier Figuren in Bronze, welche die vier Kardinaltugenden vorstellen. Die Leichen Heinrich II. und der Katharina von Medicis sind in weißem Marmor dargestellt, wie auf einem Bette liegend. Der Künstler hat mit unendlicher Kunst ein tiefes Gefühl darin auszudrücken gewußt, das den Schauer rührend erweicht. Die Bildsäulen Heinrichs II. und der Katharina in Bronze und hofmäßig gekleidet liegen betend auf den Knien. In der Grundmauer befinden sich vier Basreliefs, welche den Glauben, die Hoffnung, die Barmherzigkeit, und die Guten Werke vorstellen. Der Künstler hat die Barmherzigkeit nackt gebildet, indem er ausdrücken wollte, daß dieser Frau, die alle Kleidungsstücke den Armen zur Bedeckung gegeben hat, nur noch ihr Busen übrig bleibt, an dem sie zwei Kinder zugleich saugen läßt. Katharina von Medicis trug dieses Denkmal kurz nach Heinrichs II Tode ihrem Bildhauer Germain Pilon auf, der sich [91.] selbst darin übertroffen hat. Er hat darin den strengen Styl des Michel Angelo mit der Anmuth des Primatice zu vereinigen gewußt. Die Gruft unter diesem Denkmal in der Kirche St. Denys enthielt neun Särge, worunter die Heinrich II. Katharina's von Medicis, Heinrich III. Margarethe von Valois, und Karl IX.“

Jean Goujon und Germain Pilon scheinen die vorzüglichsten unter den französischen Bildhauern gewesen zu sein; die neuern halten auf keine Weise einen Vergleich mit ihnen aus.

XXX.

Unsere Anwesenheit in Paris dauerte schon mehrere Wochen, und noch immer fand keine diplomatische Audienz statt; endlich wurde diese angesagt, und wir rüsteten uns zur Vorstellung beim Kaiser. Bevor diese aber geschah, führte uns der Fürst von Schwarzenberg zu dem Alexander Berthier, Fürsten von Neufchatel und Wagram. Da die alte Hofordnung unter Napoleons Regierung wieder eingeführt, und die Steifheit der Etikette strenger als je angeordnet ist — wie bei einem Neuling, der sich in Stolz erst ersättigen muß, ganz natürlich, während andre Regenten von uraltem Herrscherstamme die Last dieser leeren Förmlichkeit immer mehr abwerfen — so darf man bei Hofe nicht anders als in altfranzösischer Kleidung, in sogenanntem *habit habillé*, mit Degen, erscheinen, oder in militärischer Uniform, zu der die Franzosen aber alsdann seidene Strümpfe tragen müssen. Obwohl nun bei uns in Österreich ein Offizier, er sei von welchem Corps er wolle, nie anders als in Stiefeln erscheint, und selbst bei Hofe in Stiefeln tanzen würde, so hatte man doch für gut gefunden, in Paris der französischen Weise zu folgen, und die Stiefel aufgeopfert, die langen Beinkleider aber abschneiden lassen, und bei unsrer weißen Uniform fiel diese Veränderung sehr vortheilhaft aus, wir gehörten gewiß zu den elegantesten Offizieren. Wir fuhren zu Berthier hin, wo wir zahlreiche Versammlung fanden, die Herren herumgehend und in wechselndem Gespräch, die Damen feierlicher auf ihren Sizen. Der Ambassadeur stellte uns vor, mein Oberst und ich sein Adjutant waren die einzigen Fremden, die andern Offiziere der Legazion waren schon öfters hier gewesen. Berthier war äußerst freundlich, er hat ein gutmüthiges, zuvorkommendes Wesen, und die Art Ruhe, die das Bewußtsein großen Talents immer giebt. Mir hat er sehr gefallen. Kraft, ~~[und Erfah]~~ Sicherheit und Erfahrung leuchtet aus seinem ernsten Gesicht hervor, und was er spricht, ist sicher, lebendig, und tüchtig. Unser General Neipperg nöthigte ihn zu einem ziemlich ausführlichen Gespräch über die Schlacht von Marengo, und einige Einzelheiten derselben wurden leb=^{92.}haft verhandelt, so daß ich Berthier viel habe reden gehört. Unter andern sagte der kundige Feldherr das in seinem Munde doppelt bedeutende Wort: *C'est toujours après les succès que je crains le plus dans la guerre, et rien de si dangereux que le commencement d'une victoire.* Die Ankunft mehrerer Damen störte die Unterredung, Berthier ging sie zu begrüßen, und er that es mit vieler Anmuth. Man merkte ihm keine Einbildung an, und ich glaube, daß er ziemlich unbefangen die kräftige Bahn fortwandelt, in die ihn Umstände und Talent geführt haben; von ihm hat auch niemals das Gerücht so Schlechtes und Schändliches gesagt, als die meisten Andern der jezigen Großen verdien-

terweise tragen müssen. Wenn er indeß seine fürstliche Hofhaltung, die Pracht der Zimmer und Bedienten, die glänzende Versammlung auf seinem glatten Fußboden, und sich selber in einer Lebensart und in Manieren, für die er keineswegs geboren und erzogen worden ist, betrachtet, muß er sich gewiß seltsam genug vorkommen. Überhaupt muß es für die alten Waffengefährten Napoleons seine kränkende Schmach sein, an seinem Hofe unter einer Menge Volk zu leben, das Gunst und Geburt über sie erhebt, oder doch ihnen gleichsetzt, und das an Kraft und That auf keine Weise ihnen gleicht. Seine Schlachten dem Kaiser mitzufechten, und den Staat ihm führen zu helfen, das geht noch an, und beurkundet auf jedem Schritt den Mann von eigenem unabhängigen Werth: aber wie eine glänzende Dienerschaft um ihn her zu sein, von Hofgunst und Hofsitte allen seinen Werth zu empfangen, den Geschmeidigen zu machen, und den untergeordneten Brüdern und andern Verwandten des Kaisers nach dessen willkürlicher Bestimmung sich zu Füßen zu legen, und durch hundert Schlachten nicht so viel zu gelten als durch ein einziges im Sinn und Ton des Hofes gesprochenes Wort, das muß für einen wackeren Kriegermann unerträglich sein. Zwar wenige mögen dies fühlen, aber wenn einer, so möchte ich es am meisten von Berthier erwarten, dem doch der Nimbus, den der neue Kaiser um sich verbreiten will, etwas lächerlich vorkommen muß. Von Bernadotte ist es bekannt, daß er mit eigener Fröhlichkeit sich laut über das Air, das sich Napoleon geben will, lustig gemacht hat, und selber mit seinen Waffengefährten eine brüderliche, mehr republikanische Weise beobachtet. Dagegen soll Davoust der alleruntergebenste sein, und als ächter Hofmann sich vom Kaiser mißhandeln lassen zu Zeiten, ohne in seinem Eifer nachzulassen, versichert, daß doch die Gnade wieder zurückkehren müsse. Berthier fragte uns freundlich, wie wir uns in Paris vergnügten, ob wir die Sammlungen schon besucht hätten, und davon nahm ein ältlicher französischer General, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, Gelegenheit, mit mir über das *Musée Napoleon* zu sprechen, wobei er seine Verwunderung bezeugte, nur so wenige der eroberten Kunstwerke in Paris wiederzufinden, er habe in den eroberten Ländern wohl [93.] dreimal so viel einpacken gesehen, zwischen dem Abschicken und Ankommen verliere sich ein guter Theil, und der Kaiser und der Staat werde darum betrogen. Wie nachlässig man aber auch mit dem Eroberten umgeht, und wie nichtig die kostbarsten Denkmale von den Franzosen betrachtet und behandelt werden, sieht man aus folgendem. Die Säule auf dem Schlachtfeld bei Roßbach hat Napoleon wegführen lassen, und welchem Franzosen sollte nicht die Auslöschung jener Schmach die größte Begeisterung erregen, da das Denkmal ihrer

Niederlage durch das Blut tapferer Enkel ihnen zur Trofäe wird? Gleichwohl hat sich diese Säule, an welchem dem Nazionalruhm gelegen sein mußte, auf dem Transport verloren, und als man nach geschlossenem Frieden Muße fand an ihre Aufstellung zu denken, war sie nirgends zu finden. Man erkundigte sich unter der Hand bei Chamisso, der sie als Preußischer Offizier wohl kennen durfte, wie sie denn wohl ausgesehen habe? Endlich fand sich das Denkmal unverhofft in Brest wieder, und man wie es dahin gekommen sein mochte, wußte man nicht, und dies drückt ganz die französische Gleichgültigkeit und Unbedachtsamkeit aus, mit der Gutes und Schlechtes, Bedeutendes und Unwichtiges sinnlos herumgeschleppt und durch einander geworfen wird. Bei Berthier fand ich auch Denon wieder, der in seinem *habit habillé*, mit seinem Stahldegen und Spizenmanschetten wie ein alter Affe aussah. Der Graf Turenne, der große Schwäzer, Adjutant des Kaisers, den ich in Wien gekannt hatte, und der in der Uniform ganz gut ausgesehn, nahm sich auch in seinem rothen Kammerherrnrock ganz winzig und windig aus. Dazu kamen nun noch zwei Pfaffen, mit rothen Strümpfen und schwarzen Kappen, die sich ihres bischen Lebens, das die neue Regierung ihnen wiedergegeben hat, hinlänglich zu freuen schienen, und die ganze Versammlung in ihrem steifen Wesen, das keinem natürlich war, blieb mir nur lächerlich; Berthier hatte sich auch in ein Nebenzimmer entfernt; als die Pfaffen weggingen, flüsterte mir der eine, ich glaub es war der Kardinal Maury, im Vorbeistreichen die Worte bedeutend [zu] ins Ohr: *Nous avons beaucoup de joie de vous voir ici!* Ich sah ihm erstaunt nach; was er öffentlich als ein leeres Kompliment hätte sagen können, sagte er so mit heimlicher Freude, und mir? Es bezog sich aber wohl darauf, daß das österreichische Kabinet sich ganz neulich auf das Dringendste für den Papst bei dem Kaiser verwendet hatte, und die Geistlichen, die in Sachen der Religion doch kein rechtes Vertrauen auf den Kaiser haben können, müssen sich durch die Verbindung mit dem gutkatholischen Hause Österreich gleichsam eine neue Stütze zugewachsen sehn. —

[94]

XXXI.

Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens

Nach dem vielfachen Tagesgewirr, und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurden, oft auch schon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem artigen Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau von Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urtheil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt. Mit der Litteratur der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Theil auch der Italiener, war sie wohlvertraut, und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborne. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht fehlen, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Als Frau von Stael noch in Paris sein durfte, kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, eben so Benjamin Constant; Frau von Constant sah ich zuerst bei ihr. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu; Spontini saß hier ganze Abende mit uns im Mondschein, und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die „Vestalin“ jüngst gewonnenen hinzufügen könnte, wenigstens schien er sehr zerstreut, und nahm an den Gesprächen wenig Theil. Frau von Pobeheim brachte den Dänen Heiberg mit, der durch Talleyrand im auswärtigen Ministerium angestellt worden war, aber Muße genug behielt, um vorzugsweise der Litteratur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, beide aus Berlin, sah ich hier zum erstenmal. Humboldt stand, wenn auch jetzt etwas entfernt, in bestem Andenken; Koreff und der Baron Driberg erschienen seit einiger Zeit selten; desto häufiger der Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte, und noch jetzt ihr mit Neigung zugewandt war.

Hier fanden oft merkwürdige Unterhaltungen statt; die deutschen und französischen Ansichten, welche meist keine Vermittlung zuzulassen schienen, empfingen sie unerwartet durch die glückliche Uebersetzung, welche Fräulein Mendelssohn ihnen zu geben wußte, und wobei gerade die Worte am wenigsten übersetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Presse befindlichen Buches der Frau von Stael über Deutschland im voraus erörtert, und ich erhielt darauf im tiefsten Vertrauen die Aushängebogen desselben aus-

geliefert, die ich wohl mit Spannung, aber auch mit Mißbehagen und zum Theil mit Unwillen las, indem ich einseitig und ungerecht nicht erwägen wollte, was und wie das Buch in Frankreich wirken müsse, sondern nur wiefern es für uns das Deutsche wiedergäbe. Bisweilen traten auch, wenn der Boden sicher war, die politischen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig, welche Kenntniß der geheimsten Verhältnisse und Thatsachen hier von stillen Privatpersonen oft überraschend dargelegt wurde, eine Kenntniß, nach welcher ich die Diplomaten nicht selten mit äußerster Anstrengung und doch vergebens jagen sah. Die nähern Ursachen der Entlassung Fouché's, die Ränke des nachher so berühmten Ouvrard und was sonst damit zusammenhing, alles wurde hier in größter Genauigkeit mitgetheilt.

Lieber als die gesellschaftlichen Abende waren mir die einsamen, wo ich Fräulein Mendelssohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutscher Sprache nur deutsche Gegenstände besprochen wurden. Die Fenster ihres Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle milderte; hinter solchem Vorhange saßen wir auf dem niedrigen Fensterbrette bisweilen stundenlang, und riefen die theuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinsamen Freunde und Bekannte, deren sich immer mehr fanden, die uns liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst, und oft auch wurden die höchsten Anliegen des Menschen der Stoff unsrer Betrachtungen. Fräulein Mendelssohn huldigte durchaus der Vernunft, und wies alle andern Quellen der Erkenntniß entschieden zurück. Ihre Liebe zu Frau von Schlegel war getrübt, seit diese mit ihrem Manne katholisch geworden war; sie hatte Rechenschaft über diesen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung, sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal war verboten worden. Ich mußte genau erzählen, was ich von den Neubekehrten wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärung sich dafür annehmen ließe, denn daß ein Geist wie Friedrich von Schlegel sich blindlings dem Glauben der römischen Kirche ergeben könne, schien so wenig möglich, als ihm bloß irdische Triebfedern schuld zu geben.

Eine andre lebhaft Theilnahme zog unsre Blicke in den Kreis der Frau von Stael, die dreißig Lieues von Paris entfernt bleiben mußte, und mit ihrer Gesellschaft in Chaumont lebte. Auch hier waren manche Lebensräthsel aufgestellt, Gemüths- und Denkart im Kampfe mit sich selbst und mit dem Schicksale zu betrachten. Mad. Recamier, Matthieu von Montmorenci, Barante, August

Wilhelm von Schlegel und Andere umgaben die berühmte Verbannte, welche durch den Druck ihres neuen Werkes in gespannter Thätigkeit und wegen der Hoffnungen und Besorgnisse, die sich mit der Herausgabe verbanden, in einer Art Lebenskrise war. Sie schmeichelte sich, der Erfolg ihres Buches könne ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erwirken; sorgsam entfernte sie alles, was dem Kaiser mißfällig sein könnte; andererseits durfte sie doch nicht die Richtung und Art verläugnen, von welchen sie ihren Erfolg beim Publikum bedingt wußte. In diesen Aengsten sandte sie Botschaften über Botschaften nach Paris, auch Fräulein Mendelssohn empfing Aufträge, wurde um Rath gefragt, um Auskunft ersucht. Seit auch Chamisso Paris verlassen und bei Frau von Stael eingekehrt war, empfing ich ebenfalls öftere Nachrichten aus diesem Kreise. Die ganze Niederlassung mit ihrer litterarischen Thätigkeit, ihrem gesellschaftlichen Treiben, ihrem Ineinanderwirken, bildete einen Staat, in welchem Frau von Stael als das gebietende Haupt emporragte, und allerdings die größten Ansprüche machen durfte. Ihr Wesen, ihre Gaben und Verhältnisse gaben in der That unaufhörlichen Stoff der Frage, des Zweifels, der Untersuchung. Doch für Fräulein Mendelssohn war sie längst kein Räthsel, sie hatte, gleich Rahel, den Grund dieses Charakters klar aufgefaßt. Sie hielt sie für außerordentlich gut, aber ihren Geist bewunderte sie nicht; die großen Gaben der Diskussion und Rede und die Wirkungen derselben waren unläugbar, aber sie gewährten gleich dem aus ihnen hervorgegangenen Ruhm ihrem Herzen keine Befriedigung; sie suchte auch am liebsten auf dieses jene Wirkungen zurückzuführen, doch mit geringem Erfolg. Ihre Schriftstellerei, ihre politische Unruhe waren von Zeit und Umständen dargebotene Befehle, über deren Ungenügen die starkfühlende Frau sich doch nie täuschte.

Von solch ernsten Unterhaltungen ermahnt, daß besser als alles Grübeln und Streben in's Weite die unbefangene Hingebung an das nächste Leben selbst, wie es der Tag und Gelegenheit natürlich darbieten, uns beglückt und fördert, wandt' ich mit uralter Neigung mich fröhlich den Kindern zu. Ein französisches Kind, gutgeartet und wohlgezogen, hat einen besondern Reiz, alle Eigenschaften der Nation spielen schon in ihm, aber als unschuldige Anfänge. Die kleinen Mädchen, die hier erzogen wurden, waren meist unter sieben Jahren, und standen im hellsten Glanze knospende Jugend; in den zarten Geschöpfen ließen sich dennoch die verschiedensten Anlagen deutlich unterscheiden. Eine Lolo Fould, schwarz, anmuthlos, unbeholfen, zeigte schon bei sechs Jahren einen unverkennbaren Charakter von Gutherzigkeit und Bestimmtheit. Die lebhafteste Felicie Fauv[e]au, in welcher man ein Abbild der *belle jardinière* des

Raphael zu sehen glaubte, war das lieblichste Bild französischer Feinheit und Grazie. Die kleine Bonapartistin, die sie damals war, ist eine heftige Bourbonistin, aber auch eine ausgezeichnete Künstlerin, und zwar Bildhauerin geworden, und lebte als solche lange Zeit in Florenz. Als reinste Blüthe rosiger Kindheit erschien Rosa Potocka, eine kleine Polin von hinreißender Schönheit und Anmuth. In einer schon etwas größern Elise Tönniges aus Danzig erkannte man deutsche Charakterzüge. Mit diesen und andern Kindern stand ich im lebhaftesten Verkehr, bald sammelten sie sich zu mir um den Tisch, um meinem Ausschneiden zuzusehen, und die entstandenen Bildchen zu empfangen, bald spielten sie im Garten mit mir, unter Lachen und Necken, Laufen und Scherzen aller Art. Wenn ich in solchen Spielen Zeit und Stunde und allen andern Besuch vergessen hatte, und endlich zur Gesellschaft zurückgerufen wurde, mußte ich gegen diese wohl einige Beschämung empfinden, in mir selbst aber sprach ein Bewußtsein, daß ich meine Zeit nicht besser hätte zubringen können. Ein Bewußtsein, das in Paris vielleicht mehr noch als an andern Orten seinen Werth hat.

Henriette Mendelssohn: Briefe aus Paris an Varnhagen

I.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, Sommer 1810

[Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Jette Mendelssohn. Paris 1810.]

Ich möchte noch ehe der Abend kömmt wissen, daß Sie ohne Schmerzen sind, u ob die gestrige kindische Unbesonnenheit wirklich Folgen gehabt! Lassen Sie mich's wissen lieber Freund! Guten Morgen, genießen Sie den herrlichen Tag u denken Sie dabei daß ichs auch wohl möchte

Ihre M.

II.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, Sommer 1810

[Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Jette Mendelssohn. Paris, 1810.]

[links darunter: Stempel Staatsbibliothek Berlin]

Guten Morgen nach der gestrigen Expédition! ich bin recht begierig zu hören wie sie abgelaufen, u wie die Lolotte erstaunt u erfreut war! Die Mutter wenigstens eben so sehr!

Ich sende Ihnen ein Billet daß mir Humbold diesen Morgen zugeschickt, vielleicht interessirt es dich. *Lemercier* ist der Verfasser des *Agamemnon* u mehrerer nicht geliebter Stücke, er ist ein großer Ketzer gegen die Regeln, meint aber damit wäre es schon genug um genialisch zu sein. Sieh den Spaß mit an, wenn du Zeit hast, ich grüße dich von ganzer Seele

III.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, 30. September 1810

[*Autorenvermerk von Varnhagen: Henriette Mendelssohn.*]

[*Datierung von Mendelssohn:*] d 30ten 7bre [*von Varnhagen ergänzt: 1810.*]

[*darunter Datierung von Varnhagen: Paris, den 30. September 1810.*]

[*links am Rand: Stempel Staatsbibliothek Berlin*]

Es ist Sonntag, u um mich her sieht es beinah eben so aus wie an jenem Sonntag, da Du mein geliebter Freund nach Versailles fuhrst, u mich noch vorher so freundlich überraschtest! u doch wie verändert alles seit der kurzen Zeit, die fallenden Blätter sind eine wehmüthige Erinnerung schönerer Tage, u Dein Brief u meiner, sind doch auch nicht mit jenen Stunden des lieben freundlichen Bey-sammenseyns zu vergleichen! Es werden bald 3 Wochen daß du uns verlaßen lieber Freund, u leicht wirst du mir glauben, daß ich in dieser Zeit nur einen heitern, recht vergnügten Augenblick gehabt, den, wie ich endlich Deinen Brief in Händen hielt, du bist auch so gut so freundlich, ja du sagst mir so viel schmeichelhaftes, daß ich ordentlich Mühe hatte Dich in diesen Worten zu erkennen! Du hattest mir freilich nie etwas ähnliches gesagt, aber es war mir doch bald klar daß ich dir werth geworden, u wenn meine herzliche Neigung u meine Umgebung dir den Aufenthalt in Paris erträglich gemacht, so war deine Gegenwart, dein Gespräch, u laß michts nur eines noch einmahl sagen, deine Liebe, ein Glück für mich, daß meinem Leben Reiz u Bedeutung gab. Ein guter Augenblick läßt mich so vieles vergeßen, ja gar nicht fühlen, u so lang ich dich noch am Abend erwarten konnte war alles besser, nun aber dehnt sich mein Leben wieder, wie eine endlose Sandfläche vor meinem Gemüth aus, ich mag es nicht einmahl mit einer Wüste vergleichen, denn da ist doch Leben, u kräftiges Leben, da hausen Deine Lieblinge die Löwen, u Tiger! aber der lockere farblose Sand, das ist die rechte Widrigkeit! Was ich für die Kinder thue u was sie mir sind, ist freilich etwas, aber Du erinnerst Dich wie wir oft darüber so einig waren, daß man nicht erzieht, mir fehlt auch eine gewisse Eigenliebe ein sich wichtig Dünken, die andre für manche Aufopferungen entschädigen, was mir daher die andern etwa sagen, läßt mich sehr gleich gültig aber Du bist einer von den

wenigen Menschen die Kinder verstehn, u daß du meine kleinen Mädchen liebst, das ist mir eine rechte Freude! Wie oft denken eben auch die Kinder Deiner, und wie wünschen sie Dich! — Wenn ich mich oft selbst bitter tadeln muß, daß ich in meinem Alter, wie ein liebekrankes Mädchen an Dich denke, u nur mit Mühe die Wehmuth verberge, wenn ich an Dich denke, so ist es mir eine rechte Erhebung mit den Kindern von Dir zu sprechen u dich hier zu wünschen! Felicie ist ganz glücklich daß du dich ihrer so liebeich erinnerst, sie hatte ein recht stolzes Gefühl da ich ihr das kleine Papier gab! Feli ist mit ihrer Mutter die wenige Tage nach Deiner Ankunft angekommen, nach der Normandie gereist, wo sie einige Wochen bleibt. Rosa die liebliche spricht fast täglich von dem *méchant* wie sie Dich noch immer nennt, sie ward feuerroth wie ich sie in Deinem Namen grüßte u umarmte, frug mich aber bald, *quand reviendrat-il?* u wie ich ihr sagte *peut être, jamais*, rief sie mit ihrer eignen Lebhaftigkeit, *quelle bêtise!* Lolo die ihre Mutter an eine gewisse Prudérie gewöhnt hat, spricht nicht so unbefangen von Dir als die andern, lezt aber zeigte sie doch ihrer Schwester die zurückgebliebenen Flecke von jenem Feuerwerk, u meinte, *comme c'était joli lorsque Mr Varnhagen était avec nous!* ja wohl war es hübsch, u mir kömmt jene Zeit wie eine lezte Abendröthe an meinem nun dunklen Lebenshimmel vor! Es beruhigt mich ungemein daß Du entschlossen scheinst, wenigstens vorerst keinen andern Entschluß zu fassen, als in Prag zu bleiben, es kann dir dort gewiß nicht an Mittel fehlen das zu lernen wozu du eben Neigung hast, u bist Du nur erst wieder fleißig u hast dort einen Freund oder eine Freundin so wird auch die Unruh von Dir weichen, u was künftig geschehn wird — ich gestehe dir ich kann nie über das Nächste hinausdenken, was eben eine lebhaftte Stimmung oder die Umstände eingeben, ist besonders in Deiner unabhängigen Lage das beste! Daß uns aber ein freundlicher Zufall wieder vereinigen könnte, dazu bleibt mir wenig Hoffnung, u deshalb bitte ich Dich recht dringend, mit aller Innigkeit deren ich fähig bin, rechne nicht so auf dieses Wiedersehen, daß du deshalb mir zu schreiben vernachlässigst, u ich dir allmählig fremd würde. Es muß dir nicht gleichgültig werden, daß ich den liebendsten Antheil an Dein Schicksal nehme! ich habe dich so schnell erkannt, u bin dir so herzlich gut! — Es ist in Dir eine solche Mischung von Heftigkeit Ungestüm ja von wirklicher Ungerechtigkeit, u dann doch wieder reine Güte u recht eigentliche Milde u Sanftmuth, daß es mich gar nicht wundert wenn die Frauen bloß deinen Gesichtszügen glauben, die Männer dich nach Deinen Äußerungen beurtheilen, aber gewiß haben Deine vertrauteren Freunde, so wie ich die Seite deines Gemüths erkannt, wo die verschiedenen SinnesArten sich vereinigen, u gewiß

in späteren Jahren sich als freie Harmonie über dein ganzes Wesen verbreiten werden! Ich wünsche dir recht herzlich daß Rahel nach Prag kommen möge. Glaube mir ich bin nicht ungerecht gegen sie, u wenn ich sie nach meinem eignen Sinn für unweiblich halte, ihr Gemüth für verwirrt u ihre Äußerungen desselben zerreißend finde so beschuldige ich bloß die Natur, die diesem tiefen Gemüth u diesem wirklich großen Verstande einen weiblichen Körper gab. Wäre Rahel ein Mann, so wäre es einer von den wenigen die ihr Jahrhundert bezeichnen, aber wie muß sie sich jezt nicht zerstückeln! — Rahel bringt mich dazu an die Frau von Staël zu denken. Du weißt daß ihre Tochter zu mir kommen sollte, u noch vor wenigen Tagen schrieben mir Mutter u Tochter und bestimmten der letzteren Ankunft für die nächsten Tage. Gestern aber tritt auf einmahl ein junger Mann ins Zimmer der sich als Herr v. Staël ankündigt, u mir sagt in welcher Verwirrung u Unruhe seine Mutter sei, die Polizei hat nehmlich ihr Buch nachdem es schon die Censur größtentheils passirt, auf einmahl in Beschlag nehmen laßen, u wenn es ihr nicht gelingt diese Maßregel aufheben zu laßen, so reist sie unverzüglich ab, u kann daher ihre Tochter nicht von sich entfernen. Schlegel hat mir nicht geschrieben, ich kann mir vorstellen, wie dies ungerechte Verfahren dort alles in die größte Verwirrung versetzt. — Es ist doch auch wirklich empörend sich so verfolgt zu sehn, u ich würde sie noch mehr bedauern, wenn sie nicht meinem Sinne nach, es schon viel zu lang ertragen hätte. — Chamisso scheint noch immer dort zu sein, in diesem stürmischen Augenblick kann ihm unmöglich dort wohl sein, indessen ist es jezt eine Art Pflicht, daß er schimpfen hilft! Die Chezy hat mich vor ihrer Abreise noch 2mahl besucht u mir schon aus Chalons sehr freundlich geschrieben, was hat also wohl die kleine Falschheit bedeuten sollen, in ihrem Briefe an Dich, was jene spätere, daß sie mich wieder besuchte! Doch Friede sei mit ihr, ich empfinde ein recht herzliches Bedauern wenn ich an sie denke! — Graf Metternich ist endlich abgereißt, Pilat soll in wenigen Tagen nachfolgen, ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehn, und einige freundliche Worte die ich ihm durch ein kleines Geschäft veranlaßt, vor einigen Tagen schrieb, hat er nicht beantwortet! — Sieveking ist eines Abends gekommen, ich weis nicht recht wie es kam aber wir fanden weniger als jemals daß wir uns etwas zu sagen wüßten, u er verließ mich nach einer halben Stunde recht unergibigen Gespräch, in welchem auch von dir die Rede war, seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehn, u meine Abende sind so einsam u traurig wie der Garten, den ich seit Du uns verlassen nicht ein einzigesmal bis zu Ende gegangen! Und nun leb wohl mein lieber innig lieber Freund, denke an mich, u daß Deine lieben Briefe die einzige Erholung meines Lebens sind, wirst Du mir bald u oft schreiben?

Ich schäme mich nicht eine Bitte an dich zu thun, die ich dir recht ans Herz lege. Laß nehmlich meine Briefe nicht sehn, keinen ohne Unterschied! Du kannst diese Bitte nicht verkennen, da ich meine ausschließende Neigung zu Dir, nie verhehlt habe, aber es ist mir ein unerträglicher Gedanke für jemand anders zu schreiben, als den, an welchen ich denke, u ich rechne auf Deine Nachsicht hierin, als hättest Du mir sie versprochen. Leb wohl lieber Freund, ich umarme Dich wie sonst, denk an mich! Die Fould grüßt dich, das hätte ich bald vergessen, wie ich dich grüße weißt du. Leb wohl Guter Lieber, Deine Henriette. —

IV.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, 17. Oktober 1810

[Autorenvermerk von Varnhagen: Henriette.]

[darunter: Stempel Staatsbibliothek Berlin]

[Datierung in Mendelssohns Handschrift:] d 17ten October [von Varnhagen ergänzt: 1810.]

[Datierung von Varnhagen: Paris, den 17. Oktober 1810.]

Ich grüße Dich herz inniglich mein geliebter Freund! u wünsche Dir einen guten Abend, ich size in meinem kleinen Schlafzimmer, u denke wie gern ich Dich fortschicken möchte, es ist halb 11 Uhr! Es ist doch recht gut von uns beiden daß wir unsern Widerwillen am Schreiben überwinden, ich erinnere mich wohl, wie heftig Du einmahl sagtest, nur ein lebhaftes Interesse könnte einen zum Schreiben bringen, u kaum wolltest Du mir bei der Abreise einen Brief versprechen, Du bist aber hundertmahl beßer als Dein Wort, u Dein letzter Brief ist mir fast so lieb als Du selbst, ich kann nicht umhin Dir zu sagen, zu wiederholen was Du nun ja zur Genüge weißt daß ich täglich an Dich denke, daß mir von jedem Tage an welchem ich Dich gesehn, ein deutliches Bild vorschwebt, u daß Du mich tief betrüben würdest, wenn Du mir den Trost Deiner geliebten, lieben Briefe entzögest. Dies alles sollst du auch nun nicht wieder hören, wenn ich es nicht etwa wider meinen vernünftigen Willen hinschreibe! —

Mir ist es eine rechte Beruhigung daß Du mit Deinem Obersten bleibst, u alles eine gute Wendung nimmt, er ist Dir doch recht zugethan u ein Freund ja sei es auch so einen wie dieser dir wahrscheinlich ist, der mit guthmüthiger Wärme fühlt, ohne Deinen eigentlichen Werth zu begreifen, ist doch recht wichtig im Leben, ja es sollte einem da auf Bildung gar nicht ankommen, denn an den gebildeten ist meist das was sie drucken laßen, das beste! daß wirst Du

aber nicht zugestehn wollen da Du so reich an ausgezeichneten Freunden bist, u selbst dazu gehörst, Dir verzeih ich aber das gedruckte, Du meinst es damit wie ich, nur daß ich consequenter bin weil ich eben nichts zu schreiben weis! — Die Geschichte mit der Staël ist weit ernsthafter als ich sie Dir schrieb, damals wußte ich es selbst nicht, daß sie plötzlich vom Polizei Minister, u zwar im Namen des Kaisers den Befehl erhalten innerhalb 24 Stunden Frankreich zu verlassen, u nach Coppet oder nach Amerika zu gehn! Sie ist zurück nach Coppet, Wilhelm hat mir vor einigen Tagen geschrieben. — Die Anwendungen hiezu wirst Du selbst machen, aber ihre Verzweiflung kannst Du nicht denken, da Du sie nicht kennst, u da sie grade von diesem Werke hoffte daß es sie mit dem Kaiser aussöhnen würde! ich kann nicht umhin sie recht innig zu bedauern. — Wilhelm schreibt mir kein Wort von Chamisso u bei mir hat er sich nicht sehn lassen, was doch wohl geschehn, wenn er hier wäre, er muß also wohl der philosophischen Calypso auf ihr Schloß gefolgt sein. — Vor einigen Tagen hieß es allgemein man erwarte Deinen Kaiser in Fontainebleau, oder doch den Erzherzog Karl, man behauptete es mit solcher Zuverlässigkeit daß es heute im Moniteur widerrufen ward. — Ich schreibe Dir heute im Zeitungsstil, es ist aber Vorsatz, ich will dir durch meine Briefe sagen daß ich an Dich denke, wie ich aber an Dich denke u wie Du zu allen meinen Gedanken gehörst, daß will ich verschweigen, nun ich Dir nicht mehr gegen über bin, wird es mir möglich sein strenger gegen mich zu werden. Leb wohl mein theurer geliebter Freund Denke meiner

Die Kinder grüßen Dich. Denk nur daß Rose deine Handschrift erkannte, ich las Deinen Brief wie sie ins Zimmer trat, u kaum hatte sie ihn erblickt, als sie rief, *voilà la petite écriture du méchant*. — Du glaubst nicht wie sie liebenswürdig ist, ein zarter, reiner lieblicher Engel, u doch den Schelm im Nacken, ganz den Charakter der *Madonna della sedia*. — Die Kinder haben jezt eine Schaukel, die ich im kleinen Garten habe anbringen lassen, es ist wahre Lust, nur bin ich froh, daß Du nicht dabei bist, ich würde mich zu sehr ängstigen.

Lebt wohl edler Ritter! Der Name von Ense klingt wirklich recht alt ritterlich wie aus einer der Sagen der Vorzeit, nur weiß ich nicht, warum er mir vor-kommt als müßte er einem bösen Ritter zugehören! Wie dem auch sei, ich wünsche Glück dazu. Gehabt Euch wohl, ich denke Eurer in meinem Gebet.

Sieveking wird Dir wohl geschrieben, daß Carnot ihm geschrieben, er hat mir den Brief gezeigt. — Die Auflage seines Buchs gehört dem Kaiser, u er darf keines vergeben. — Ich möchte Dich in Wien treffen, u dort einige Zeit mit Schlegel u meiner Schwester zubringen!

V.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, 5. August 1815

[Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Henriette Mendelssohn. Paris, den 5. August 1815.]

[links oben: Stempel Staatsbibliothek Berlin]

Paris behauptet seine Rechte! Es beschäftigt, zerstreut u hoffentlich vergnügt Sie so sehr, daß für die einsame Freundin keine Stunde bleibt! Werden Sie wenigstens dem Sonntage treu bleiben? — Ich habe Sie wehrter Freund um Beantwortung einiger Fragen zu bitten, die Ihnen so unzusammenhängend vorkommen werden, daß die Neugier Sie vielleicht zu mir bringt, dann will ich Ihnen alles erklären, sagen Sie mir unterdessen aber recht bestimmt, ich bitte, zuerst den Namen des preußischen Intendanten in den *Departements de l'Aisne et de la Somme*, vormalis *Picardie*, u wenn Sie zufällig etwas näheres von ihm wissen sollten. Dann, ob der Kanzler wieder hergestellt ist, u wie ~~was~~ es anzustellen ist eine Audienz von ihm zu erlangen. — Recht ernsthaft u gründlich bitte ich mir dies zu beantworten u sein Sie mir nicht böse wenn meine diplomatischen Anfragen Sie aus einem sanften Morgenschlaf wecken!

Wenn Sie mir nicht schon so lang lieb u werth wären, würden Sie mir es um Ihre gute Gesinnung für die Schweiz, zu Ihrer Schrift über Sachsen, bekehren Sie mich vielleicht später. Jetzt bewundre ich nur den diplomatischen Scharfsinn. Werde ich Sie bald sehen? — die Ihrige

Mendelssohn

5ten August

VI.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, nach 5. August 1815

[links oben: Stempel Staatsbibliothek Berlin]

[Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Jette Mendelssohn. Paris, 1815.]

Ich sende Ihnen gütiger Freund die Note des Generals, [*eingeklammelter Zusatz Varnhagens*: (Sebastiani.)] dem es sehr leid war Sie gestern verfehlt zu haben. Der Brief seines Intendanten ist vom 25ten July u seiner Angabe nach hätte der preußische Gewalthaber bloß von Sebastianis, Caffarelli's u Quinette's Gütern den État verlangt, u zwar streng die genauste Verrechnung aller Einkünfte empfohlen. Daß die Güter der Kleinen gehören weiß der preußische Intendant, u hat erklärt daß bloß die Summe die zu Ihrer Erziehung nöthig ist respektirt werden würde. Ob dies Alles vor oder nach der Königlichen Ordre geschehen u

wie im letzten Fall dem Uebel abzuwenden, werden wir von Ihnen am besten erfahren. Ich danke Keinem einen solchen wichtigen Dienst lieber als Ihnen.

Der Sonntag soll mir also heute nichts angenehmes bringen?

Wenn Sie mir Ribentrops Adresse zugleich mit dem Brief für ihn zuschicken wollten, ich weiß kaum wo ich sie nachsehen könnte.

VII.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, 24. August 1815

[*Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Jette Mendelssohn. Paris, 1815.*]

Haben Sie die Gnade liebwehrter Freund beikommenden Brief an Herrn v Humboldt zu überschicken. Ich weiß seine Adresse nicht, u darf vermuthen daß Sie ihn täglich sehn oder doch in irgend andern Sendungs-Verhältnissen stehn. Waß ich so dringend mit dem Minister zu verhandeln habe, erzähle ich Ihnen beim nächsten Besuch. - Verzeihen sie mir gütigst wenn Sie mein MorgenGruß stört den ich Ihnen hiemit sende

die Ihrige

Mendelssohn

24 August

VIII.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, 27. Oktober 1815

[*Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Jette Mendelssohn. Paris, 1815.*]

[*links oben: Stempel Staatsbibliothek Berlin*]

Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen werther Freund wie leid es mir ist, Sie vor Ihrer Abreise nicht gesehn zu haben, um Ihnen meine besten Wünsche für Ihre Zukunft u das Gelingen Ihrer Plane selbst zu sagen. Sie können an meiner herzlichen Theilname an Ihrem u Rahels Wohl nie zweifeln. Lassen Sie mich Ihnen beiden nicht fremd werden, wir gehen einer bedeutenden Zeit entgegen, doch was sich auch immer ereignen mag, wir wissen daß es ein Ewiges giebt, u reichen uns in diesem Glauben die Hände. Sehen Sie meine Schwester in Frankfurt, oder Schlegel so erinnern Sie sich meiner Liebe für diese Freunde.

Die besten Grüße für Ihre Reisegefährtin

Ihre M

27 im 8br

IX.

Henriette Mendelssohn an Karl August Varnhagen, April 1816

[*Autorenvermerk und Datierung von Varnhagen: Jette Mendelssohn. Paris, April 1816.*]

[*links oben: Stempel Staatsbibliothek Berlin*]

Ich habe meinem Neffen Mendelssohn aufgetragen Ihnen wehrter Freund alles Gute u Freundliche zu sagen, daß mir Ihr gütiges Andenken, welches Sie mir in Worten u Werken gesendet haben, eingegeben, seine Zunge möchte aber vielleicht noch schüchterner u um es auszusprechen, träger sein, als meine Feder, ich will es also dieser überlassen, Ihnen zu sagen wie ich den ganzen Rest meiner so oft gebrauchten Vernunft bedarf, um nicht alles zu verlassen, waß mich hier hält, wenn ich daran denke welchen herrlichen Sommer ich mit so geliebten Freunden, worunter ich Sie beide gewiß unter die ersten zähle, leben könnte. Mit meinen Sinnen und Gedanken will ich wenigstens öfter bei Ihnen als hier sein, denn diese nimmt niemand u nichts hier in Anspruch.

Adieu liebste Rahel, ich möchte Sie sehr gern wiedersehn, u so wie ich Sie nie gesehn, glücklich wie Sie es jetzt sind. Der gütige Himmel schenke Ihnen Gesundheit zu Ihren frohen Tagen. Leben Sie beide wohl u meiner zuweilen eingedenk

Ihre M

Fanny grüßt Sie bestens lieber Varnhagen

Nachwort

Im Sommer 1810 reiste Karl August Varnhagen, seit einem Jahr in österreichischem Militärdienst, als Adjutant mit Oberst Wilhelm von Bentheim von Wien nach Paris. Die Fahrt mit der Postkutsche dauerte sieben Tage: Am 18. Juni brach man in Wien auf, machte in Stuttgart und Straßburg Station, reiste an Fronleichnam (21. Juni) durch Lothringen und traf am 25. Juni in Paris ein (vgl. Konrad Feilchenfeldts Chronik in *Varnhagen als Historiker*, Amsterdam 1971, S. 333).

Äußerer Anlass dieser Reise waren Verhandlungen des Obersten mit seinem Vater, dem Reichsgrafen von Bentheim-Steinfurt, der für Spielschulden des Sohnes aufkommen sollte, und seinerseits am Kaiserhof wegen Wiederherstellung seiner von den Franzosen aufgelösten und dem Großherzogtum Berg zugeschlagenen Herrschaft im Münsterländischen antichambrierte. Schon im Hinblick auf seinen ausstehenden Sold hatte Varnhagen unmittelbares Interesse

an einer Entschuldung seines Vorgesetzten, der ihn, vermutlich auch seiner Französischkenntnisse wegen, in vornehme Gesellschaften mitnahm und es an luxuriöser Unterkunft und Verpflegung nicht fehlen ließ. In der ersten Oktoberwoche reiste Varnhagen mit dem Oberst wieder ab und kam über Brüssel ins Münsterland. Seine *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* (Bd. 2, hg. v. Konrad Feilchenfeldt, Frankfurt/Main 1987, S. 54–155) erzählen ausführlich von der Pariser Audienz bei Napoleon und dem Fest des österreichischen Botschafters Schwarzenberg, das in einer Brandkatastrophe endete.

In der Hauptstadt des Kaiserreichs traf Varnhagen außerdem seine Dichter- und Duzfreunde Adelbert von Chamisso und Ludwig Uhland wieder, lernte Metternich und Alexander von Humboldt kennen und verlebte die Sommerabende in Gesellschaften der Henriette Mendelssohn (1775–1831). Auch diese Erlebnisse schilderte er aus mindestens 25-jähriger Distanz in seinen *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens*, die wir oben als Einleitung zu ihren Briefen nach der dritten Auflage wiedergeben (*Ausgewählte Schriften*, hg. v. Ludmilla Assing, Bd. 3, Leipzig 1871, S. 136–140).

Bei der Niederschrift dieser *Denkwürdigkeiten* in den späten 1830er-Jahren konnte Varnhagen das vorliegende Manuskript heranziehen, das damals vielleicht noch komplett, ihm aber lange unzugänglich war. *Paris, 1810* ist freilich kein Tagebuch, sondern erst nach der Reise entstanden, wobei Zitate aus Büchern und Aufzeichnungen eingefügt wurden. Im ersten Brief aus Paris vom 27. Juni 1810 hatte Varnhagen „meinen eigentlichen Bericht auf das Ende unseres wahrscheinlich zweimonatlichen Aufenthalts verschieben“ wollen (*Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel*, hg. v. Ludmilla Assing, Bd. 2, Leipzig 1874, S. 82). Aus dem gräflichen Schloss in Steinfurt teilte er Rahel am 12. Oktober mit, er „setze auch manches auf über Paris, was ich dir schicken werde, aber wohl erst von Wien, wenn es mehr ist“ (ebd., S. 93).

Ein Jahr später kursierte „die Handschrift über Paris“ unter den Berliner Freunden, wie aus einem weiteren Brief hervorgeht (ebd., 24.10.1811, S. 173). Ob Rahel Robert-Tornow, wie sie sich damals nannte, der wiederholten Bitte nachkam, sie zu lesen, ist ungewiss (vgl. S. 180). Varnhagen wollte sie über Wilhelm Neumann dem Staatsminister Augustin Ferdinand von der Golz zugehen lassen, um sich damit für eine Anstellung in Preußen zu empfehlen. Am 24. Januar 1812 teilte Varnhagen mit, Dorothea Schlegel, die wohl über ihre Schwester Henriette Mendelssohn von dem Text wusste, wolle „etwas aus meiner Pariser Reise“ im *Deutschen Museum* veröffentlichen, „das geht aber nicht an“ (ebd., S. 231), und das nicht bloß, weil Varnhagen diese neue Zeitschrift Fried-

rich Schlegels nicht gefiel. Denn er besaß das Manuskript nicht mehr; es sollte beim Grafen von der Golz liegenbleiben, der 1832 verstarb, und dessen Nachkommen es dem Autor erst nach über zwei Jahrzehnten 1834 aushändigten (vgl. *Denkwürdigkeiten*, Bd. 2, S. 179).

Das Heft, das sich heute in Kasten 258 der Varnhagen von Ense'schen Sammlung befindet, ist in mehrfacher Hinsicht fragmentarisch, obwohl Varnhagen den Text mindestens einmal überarbeitet, mit dem Titel *Paris, 1810* versehen und paginiert hatte (diese Seitenzahlen sind in eckigen Klammern wiedergegeben). Irgendwann wurden die Seiten 21 bis 50 in der Mitte des Hefts herausgerissen, nur ein kleiner Randfetzen blieb stehen. Dadurch gingen laut Zählung zehn Kapitel verloren, eines (XVII, S. 51) setzt mitten im Text ein; vielleicht ist auch Kap. VII mit Seite 20 nicht abgeschlossen. Überdies verrät der Text selbst, dass er zwar eigenständig gestaltet und für die Teilöffentlichkeit der Salons publikationsreif war, aber nie fertiggeschrieben wurde. Dies zeigen Hinweise wie: „Von dem Theater werde ich später reden“ (das französische Drama wird aber nirgends erwähnt) oder das Versprechen, Berichte über Literaturpreise und die Begegnung mit Napoleon im Jardin des Plantes nachzutragen, die ebenfalls fehlen. Als der Text mit dem Empfang bei General Berthier endet (Kap. XXIX), stand das eigentliche Hauptereignis der Reise, die kaiserliche Audienz, noch bevor. Doch die schon paginierte Seite 33, mit der Kapitel XXX anheben sollte, blieb bis auf Kapitel- und Seitenzahl leer.

Allerdings ist *Paris, 1810* gar nicht als kontinuierlicher Erzählstrang angelegt. In bunter Folge wechselnd werden politische und kunstgeschichtliche Betrachtungen, Reminiszenzen aus älterer Zeit, die Lebensgeschichte eines früheren Reisegefährten, Zitate aus gelehrter Lektüre, Restaurantempfehlungen, Darstellungen des Straßenbildes, Dialoge, ein Lied mit Noten und manches mehr geboten. Darin unterscheidet sich der Text trotz mancher Übernahmen, beispielsweise des Liedtextes, grundlegend von den Paris-Kapiteln der *Denkwürdigkeiten* und ihren Vorabdrucken u. a. in Raumers *Historischem Taschenbuch*.

Nicht seine späteren Memoiren hatte der Fünfundzwanzigjährige im Sinn, sondern eine journalistische Verwertung dieser Reise, die ihm sein Freundschafts- und Dienstverhältnis zu Wilhelm von Bentheim ermöglicht hatte. Dabei schwebte ihm wohl eine Fortschreibung der (im Text erwähnten) Reiseschilderung vor, die Friedrich Schlegel 1803 in seiner Zeitschrift *Europa* drucken ließ, in der wie in Varnhagens Bericht die vaterländischen Gefühle beim Anblick des Rheins beschworen werden, ebenso die lothringische Landschaft, der Ruhm des Malers Jacques-Louis David und die Atmosphäre im Eissalon Frascati.

Die Auffindung des Manuskripts im Goltzschen Nachlass verhalf Varnhagen zu einer Gedächtnisstütze. Den Text wörtlich zu drucken, kam nach dreißig Jahren nicht mehr in Frage, und es sind auch nur wenige Passagen völlig unverändert in die *Denkwürdigkeiten* übergegangen. Gewandelte Umstände hatten für manchen Wechsel in der Perspektive gesorgt. Das zeigt sich gerade am Beispiel der Davidschen Gemälde, die Chamisso und Varnhagen 1810 sahen: „unsere damaligen Anschauungen ließen es nicht anders zu“, relativierte der Autor rückblickend in den *Denkwürdigkeiten* (S. 104 f.) seine harsche Verurteilung des Klassizisten, dem Schlegel 1803 den Ruhm des ersten Malers Frankreichs attestiert hatte. Dafür hatte Varnhagen in den späten 1830er Jahren mehr Verständnis: „Wer die Werke David’s [...] beisammen sah, mußte ihn denn doch für einen Meister halten.“ *Paris, 1810* gibt das damalige Urteil im Wortlaut wieder.

Stehen in den späteren *Denkwürdigkeiten* prominente Bekanntschaften im Mittelpunkt, die Varnhagen machte (vom Frühstückskreis bei Metternich über den Mendelssohn-Salon bis zum Schädelforscher Gall), so kam es ihm bei der ersten Niederschrift weniger auf „name dropping“ denn auf die Schilderung öffentlicher Verhältnisse und Einrichtungen an. Von diesen erfahren wir mehr als über das konspirative Netzwerk des späteren antibonapartistischen Widerstands, das Varnhagens *Denkwürdigkeiten* aus historischer Perspektive schildern (vgl. Feilchenfeldt, *Varnhagen als Historiker*). Allerdings bietet *Paris, 1810* nicht nur eine gesicherte Grundlage für textgenetische Erkenntnisse zur Schreibweise und Verarbeitung historischer Erlebnisse in den *Denkwürdigkeiten*. Der Text gewährt auch Einblick in das Weltbild eines jungen Soldaten, der als Freiwilliger gegen Napoleon in den Krieg gezogen war und nun einen prekären, unter den Vorzeichen diktatorischer Willkür geschlossenen Waffenstillstand erlebte.

Auch den 1803 von Friedrich Schlegel unternommenen völkerpsychologischen Vergleich französischer und deutscher Verhältnisse wollte Varnhagen mit seinem Bericht revidieren und relativieren. Dabei stehen Klischees auf dem Prüfstand wie die von der vermeintlich größeren Lebhaftigkeit der Franzosen oder der Vorliebe deutscher Touristen für Sauerkraut. Doch selbst wenn Varnhagens Erörterungen – auf dem Höhepunkt der französischen Vorherrschaft, die Europa einen Modernisierungsschub brachte –, fast nur zu Ungunsten Frankreichs ausfallen, gibt er sich nirgends der Deutschtümelei oder dem Franzosenhass hin. Er bezieht überall den politischen, sozialen und kulturellen Hintergrund ein, den noch nicht ausgeheilten Umbruch vom Ancien Regime zur Französischen Revolution und die spürbaren Folgen des fast ununterbrochenen Krieges mit auswärtigen Mächten. Varnhagen schließt mit der Erkenntnis, dass Tivoli und Boule-

vards nicht mit Paris, Paris nicht mit Frankreich, die Revolution nicht mit der Schreckensherrschaft gleichzusetzen seien, und dass die Ausnahmesituation der Diktatur keine stichhaltigen Rückschlüsse auf den Nationalcharakter erlaubt.

Den *Denkwürdigkeiten*, die von autobiographischer Selbststilisierung, Rücksichtnahme auf Zeitgenossen und vom Bewusstsein der dem Autor inzwischen zugewachsenen Rolle in Politik und Literatur geprägt sind, steht mit *Paris, 1810* ein unverstelltes Lebenszeugnis gegenüber. Wie seine damaligen Berliner Freunde können die Leser gewissermaßen den jungen Varnhagen auf seinem Spaziergang durch das Paris des beginnenden 19. Jahrhunderts begleiten. Sein Charakterbild stellt sich dabei ganz anders dar als der von Hannah Arendt in polemischer Verzerrung geschilderte „Bettler am Wege“ (vgl. *Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*, München 1959, S. 174 ff.). Im Gegenteil, alles deutet darauf hin, dass Varnhagen weder entschlossen noch unzureichend sozialisiert, sondern ein Rahel durchaus ebenbürtiges Genie der Geselligkeit war. Wie sonst ließe sich die Sympathie erklären, die aus den hier erstmals nach den Originalen gedruckten Billets der Henriette Mendelssohn spricht? Bisher war nur der Brief vom 30. 9. 1810 (vgl. Felix Gilbert: *Bankiers, Künstler und Gelehrte. Unveröffentlichte Briefe der Familie Mendelssohn aus dem 19. Jahrhundert*, Tübingen 1975, Wissenschaftliche Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 31, S. 16 f.) in einer nicht ganz zuverlässigen Abschrift bekannt. Der Paris-Reisende, der uns in der autobiographischen Quelle begegnet, wird mit den Mendelssohn-Briefen in einer objektivierenden, keineswegs kritiklos schwärmerischen Außensicht gespiegelt.

Natürlich ist die – letztlich nicht zu beantwortende – Frage erlaubt, ob „die zärtlichen Formulierungen Henriettes nur dem romantischen Stil der Zeit geschuldet“ waren (Hazel Rosenstrauch: *Von der Peripherie ins Zentrum zur Peripherie. Dorothea Schlegel und Henriette Mendelssohn*, in: *Deutsche Schwestern*, hg. v. Katharina Raabe, Reinbek 1998, S. 89). Falls eine echte Affäre dahinter steckte, hat sie den Sommer von 1810 nicht überdauert. Schwerlich wird man darin einen Liebesverrat sehen. Die Partnerschaft mit Rahel war nach Varnhagens Weggang aus Berlin, erst recht nach dem Versuch, sich in der Schlacht von Wagram „eine Kugel zu suchen“, alles andere als gefestigt (vgl. Nikolaus Gatter: „*Mein voriger Brief nach Steinfurt war weicher, als dieser*“. *Karl August Varnhagen zu Besuch im Münsterland 1810/11*, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 7, 2004, S. 41–58). Die schwerste Krise stand noch bevor, weil gemeinsame Urlaubspläne scheiterten und eine Verbindung Rahels mit Alexander von der Marwitz immer wahrscheinlicher wurde.

Erst der gemeinsam in Töplitz verbrachte Sommer 1811 führte zur Festigung des Verlöbnisses, wobei Rahel Robert dem Geliebten ihren Flirt mit Marwitz nicht verhehlte. Auch über Varnhagens Pariser Zeit dürfte sie orientiert gewesen sein, als Varnhagen am 24.1.1812 mitteilte: „Dorothea meldet, daß gewisse blaue Augen meiner noch nicht vergessen hätten, und ich oft mit Antheil erwähnt würde“ (*Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel*, a.a.O., S. 231). Unwahrscheinlich ist hingegen, dass die verheiratete Rahel Varnhagen die Mendelssohn-Briefe von 1810 gelesen hat. Henriette Mendelssohn kannte die Salonpraxis des Zirkulierens von Briefen oder Briefpassagen im Freundeskreis (vgl. Hannah Lotte Lund: *Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800. Emanzipation in der Debatte*, Berlin 2012, S. 340). Desto ernster nahm der Adressat ihre ausdrückliche Bitte, die an ihn gerichteten Briefe allein zu lesen.

Außer den hier wiedergegebenen und den vor 1800 an Rahel adressierten Briefen liegen im Kasten 121 der Sammlung noch zwei weitere aus der Zeit nach 1825, als Henriette Mendelssohn, ebenso wie das Ehepaar Varnhagen, wieder in Berlin lebte. Die Genesungswünsche nach überstandener Krankheitskrise und ein weiterer Brief vom Frühjahr 1829, der sich auf den Tod Friedrich Schlegels bezieht, sind an beide Ehepartner gerichtet. Möglicherweise werden sie auszugsweise oder ganz in Bd. IV der Edition Rahel Levin Varnhagen publiziert (vgl. *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde*. Nach dem Manuskript von Karl August Varnhagen von Ense neu hg. v. Barbara Hahn, Bd 6, Göttingen 2011, S. 282). Die Gegenbriefe Varnhagens, für die sich Henriette Mendelssohn noch 1812 ausdrücklich bedankt, sind zumindest in seiner Sammlung nicht überliefert.

Noch zweimal, im Gefolge der siegreichen alliierten Truppen 1814 und 1815 nach dem zweiten Sturz Napoleons, kam Varnhagen nach Paris, zuletzt in preußischen Diensten und im Gefolge Hardenbergs. Private Aufzeichnungen hierüber hat der „Pressechef“ (K. Feilchenfeldt) des Staatskanzlers damals nicht verfasst, und die Ausarbeitung von *Denkwürdigkeiten* für 1814/15 erwies sich als schwieriger (Aufzeichnung vom ersten Weihnachtstag 1841, Sammlung Varnhagen, Kasten 253, *Tagesblätter*-Kasten 2). Henriette Mendelssohn war inzwischen im Haus des Generals Sebastiani angestellt, um dessen Tochter Fanny zu betreuen, deren Mutter kurz nach der Geburt gestorben war. Karl August half ihr mit diplomatischen Kontakten zu Wilhelm von Humboldt und Hardenberg, als Fürsprecherin einzutreten – für ihren Arbeitgeber und andere Günstlinge Napoleons, deren Landgüter in der Picardie vom preußischen Kommandanten Ribbentrop beschlagnahmt worden waren. Sie selbst war 1814 zum

katholischen Christentum konvertiert, „was ihren Umgang etwas ermatten ließ“ (*Denkwürdigkeiten*, Bd. 2, S. 524), und bekräftigte am 27. Oktober 1815 ihre religiöse Überzeugung gegenüber Varnhagen. Auch das missliche Verhältnis zu ihrem neuen Arbeitgeber deutet sich im letzten Brief aus Paris von 1816 an, den sie dem siebenjährigen Neffen Felix Mendelssohn (bald darauf Mendelssohn Bartholdy genannt) mitgab. Auch wenn man zum Sie zurückgekehrt war, hatte das durch Varnhagens Briefe und Buchsendungen fortgesetzte Freundschaftsverhältnis unter seiner Entscheidung für die Ehe mit Rahel nicht gelitten.

Die Briefe sind hier ebenso wie Varnhagens Reisebericht in originaler, nicht normalisierter Schreibung abgedruckt, wobei überstrichenes m/n als Doppel-m/n und etcetera-Kürzel als „etc.“ wiedergegeben wurden. Zur Verständnishilfe nachgetragene Buchstaben oder Wortteile sind in eckige Klammern gesetzt. Fremdsprachige Ausdrücke und Passagen, die statt in deutscher in lateinischer Kursive geschrieben sind, erscheinen im Druckbild kursiviert. Getilgte Passagen wurden in eckigen Klammern und durchgestrichen wiedergegeben, sofern die gestrichene Stelle mindestens ein Wort umfasst. Viele Seiten weisen vertikale Striche auf. Diese beeinträchtigen nicht wie Tilgungen die Lektüre; einige betreffen Passagen, die teilweise in die *Denkwürdigkeiten* übernommen wurden, andere finden sich dort nicht wieder. Dies betrifft (nach Varnhagens Paginierung) die Seiten 18 (Kap. VI) und 20 (VII), 51–54 bis zu den Winckelmann-Zitaten (XVII); 57–59 (XIX); 64 oben im Umfang von zehn Zeilen (XX); 66–73 (XXII bis zum Ende des in Kap. XXIII zitierten Liedes), 76–77 von „Die feine Welt...“ bis zum Ende des französischen Zitats, 78–79 bis zum Ende des Kapitels (XXV), 81–82 ab „Lobenswerth“ bis „echt parisisch“ (XXVI), S. 82 von „Eine der glänzendsten Einrichtungen“ bis zum Ende des Manuskripts. Der Dialog S. 85/86 ist außerdem am Rand mit einer zusätzlichen Anstreichung versehen.

Aus Platzgründen können hier nur einige Hinweise zu den Zitaten erfolgen; in der angegebenen Literatur finden sich zumeist Übersetzungen. Einen ausführlichen Stellenkommentar der in die *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* übernommenen Passagen bietet die Ausgabe von Konrad Feilchenfeldt (a.a.O., S. 804–827). Die Zitate zur astronomischen Uhr im Straßburger Münster entnahm Varnhagen mutmaßlich der im 19. Jhd. noch häufig aufgelegten *Beschreibung des Strassburger künstlichen Münsters und dessen Thurms; worinn das merkwürdigste davon deutlich erklärt wird*, Straßburg, 5. Aufl. 1785 von Georg Heinrich Behr. Dieser brachte auch die (von Varnhagen gestrichene) Falschmeldung von den „ehrlenen“ Säulen, auf denen das Fundament ruhe (sie sind aus Eiche) und berichtet von „Schaben“, vor denen die Kugel der Uhr geschützt sei, was auf

einem Lesefehler beruht (in Behrs barocker Quelle hieß es, „das kein würm oder anders schaden daran thuon kan“, *Warhafftige Auslegung des Astronomischen Uhrwercks zu Straßburg beschriben Durch Konradum Dasypodium*, Straßburg 1578, Kap. 4).

Varnhagen besichtigte das Monument für den Heerführer in französischen Diensten Moritz von Sachsen, der in Straßburg beerdigt wurde, weil in Paris kein ungeweihter Ort für den deutschen Protestanten gefunden werden konnte (vgl. Jean-Frédéric Hermann: *Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg*, Strasbourg 1819, Band 2, S. 394). Ludwig XV. gab es 1753 beim Bildhauer Jean-Baptiste Pigalle in Auftrag, der es erst 1779 fertigstellte. Kontrovers diskutiert wurde die Inschrift an der Stelle *Ludovicus XV / Victoriarum Auctor et ipse Dux* („Urheber der Siege und selbst Feldherr“), was als königliche Selbstherrlichkeit und Geringschätzung für den Feldherrn gedeutet wurde. Dagegen wollte August Ludwig von Schlözer (*Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts*, Göttingen 1778, Heft XI, S. 323 f.) auch die Tapferkeit seiner Musketiere hervorgehoben sehen. Der elsässische Historiker Johann Daniel Schöpflin rühmte überdies in seinem Vorschlag für eine Inschrift jene Siege, die Moritz von Sachsen ohne Gefecht (*sine praelio victor*) errungen hatte (vgl. Andreas Trautgott: *Freundschaftliche Briefe eines Reisenden*, in: *Didaskalia oder Blätter für Geist, Gemüth und Publicität*, Nr. 186 v. 5.7.1830).

Bei den Exzerpten, die Varnhagen in der Pariser Bibliothek den dort aufbewahrten Manuskripten des Altertumsforschers Johann Joachim Winckelmann entnahm, sind die als Striche dargestellten Fußnotenreferenzen im Druck als Zahlen wiedergegeben. Varnhagen stellte sich die Frage, ob diese Texte schon irgendwo gedruckt seien, aber erst Band 12 der *Sämtlichen Werke* Winckelmanns brachte die zwei kleineren Fragmente (hg. v. Joseph Eiselein, Donaueschingen 1829, S. XLII), während die Betrachtung über Xenophon bereits 1809 in französischer Übersetzung erschienen war (*Magasin Encyclopédique* I, 74–78). Das deutsche Original wurde zuerst in der Biographie von Carl Justi veröffentlicht (*Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrten Geschichte des 18. Jahrhunderts*, Bd. 1, Leipzig 1866, S. 508 ff.). Die Übersetzungen aus dem Katalog des Kaiserlichen Museums beziehen sich auf Alexandre Lenoir: *Musée impérial des monumens français. Histoire des arts en France et description chronologique*, Paris 1810, S. 219 f., 223 f., 227 f.

Varnhagen selbst liefert Andeutungen zu dem Gassenhauer, der sich über die Umstände der Heirat Napoleons mit der österreichischen Erzherzogin lustig macht (vgl. Übersetzung in *Denkwürdigkeiten*, Bd. 2, S. 822 ff.). Während die

Redensart *prendre Jacques Deloge par procureur* (sich von Jacques Deloge anwaltlich vertreten lassen) für „Reißaus nehmen“ steht, spielt die letzte Zeile der 4. Strophe auf das französische Sprichwort an, das Verb „aimer“ sei am besten im Präsens zu konjugieren, weil das Futur nur zum Träumen, die Vergangenheitsform aber zum Weinen bringe.

In die Vergangenheit konnte sich Varnhagen, sei es zum Weinen oder zum Träumen, noch oft zurückversetzen: wenn er sich über die Briefe aus dem Archiv beugte, das mit der Zeit aus dem literarischen Nachlass seiner Frau und eigenen Beständen sowie zahlreichen anderen Quellen entstand. Einzelnes veröffentlichte er daraus, vor allem natürlich Rahels Briefe, aber auch solche von Henriette Mendelssohn. Mit einer kleinen biographischen Skizze stellte er die an Rahel und ihren Bruder Ludwig Robert adressierten in die *Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel* (Leipzig 1836, S. 65–78), nicht aber das, was sie ausdrücklich für ihn allein geschrieben hatte. Doch über vier Jahrzehnte nach seinem Pariser Aufenthalt, im Jahr 1853 (Aufzeichnung von 20. Mai, Sammlung Varnhagen, Kasten-Nr. 254, *Tagesblätter*-Kasten 5; unrichtig datiert in *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde* Bd. 6, S. 55 f.) zeigte ihm ein befreundeter Autographensammler „ein ganzes Paket Briefschaften“, das er ersteigert hatte, und Karl August Varnhagen war begeistert: „Sie waren alle an Henriette Mendelssohn gerichtet, von deren Brüdern, von Zelter, auch einer von Rahel, alle aus früher Jugendzeit, vor achtundfünfzig, sechzig Jahren! Den von Rahel durft' ich mir abschreiben, und das war mein eifrigstes Geschäft. Wunderbare Verflechtung der Dinge, daß dies noch alles an mich kommt! Und wie geht es mit Papieren! Wie kommen diese Jugendbriefe, von deren Dasein wohl niemand etwas wußte, noch jetzt zur Versteigerung? – Rahel vertheidigt in jenem Briefe die Ehe, ganz wider ihre Gewohnheit. Auch meint sie es nicht für sich, sondern für die Freundin. Sonderbar, grade Rahel heirathete, und die Freundin nicht!“

Nikolaus Gatter

Wir danken Anna Maria Gräfin Henckel von Donnersmarck, die bei ihren Recherchen für eine Ausstellung der Bildhauerin Félicie de Fauveau die Handschriften aus den Kästen 58 (Fauveau), 121 (Henriette Mendelssohn) und 258 (Varnhagens *Paris, 1810*) durch die Biblioteka Jagiellońska in Krakau (Polen) aufnehmen ließ und der Varnhagen Gesellschaft e. V. die Digitalisate stiftete.